

hEft

für literatur, stadt und alltag

Die Jubiläumsausgabe, Juli 2006



16,5 Jahre Banane

ELEGOISTE

© VLF SALZMANN



www.egoiste.de

Anzeige Fehldruck

IMPRESSUM: hEft für literatur, stadt & alltag, Ausgabe 6 (2. Jg.), Juli 2006, Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 2.000 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt
 Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361-2115966, E-Mail: heft@kulturrausch.net, Netz: www.kulturrausch.net
 Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantw.), Alexander Platz, Annemarie Frey
 Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Andreas Bauer, Paolo Fusi, Sven Kühnhold, Ralf Rudolffy
 Satz/Layout: Annemarie Frey, Daniel Tanner
 Deckblatt: Andreas Bauer
 Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern.

Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschinenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen.

Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Seiten 5-6, 24, 28-30 dieser Ausgabe haben satirischen Inhalt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 29. September 06; Redaktions- und Anzeigenschluß: 1. September.

Das Projekt wird gefördert durch die Stadt Erfurt.

Herzlichen Dank auch an die Spenderinnen und Spender.



Wir trauern um einen wunderbaren Menschen, unsere Freundin

Katrin Wagner

Wir vermissen sie sehr.

Unsere herzliche Anteilnahme gilt der Familie und den Angehörigen.

Die hEft-Redaktion

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das Jubiläumsjubiläum geht weiter. Nach »≈2000 Jahre Wasserläufer« folgt mit dieser Ausgabe ein Jubiläum, das nun endlich seine längst fällige Würdigung erfährt: »16,5 Jahre Banane«. Wir erinnern uns: Gabis erste Banane, überfüllte Aldi-Märkte, gelbe Trabanten ... Mehr dazu ab Seite 34.

Wie im letzten hEft begonnen, wollen wir unsere kulturpolitische Debatte fortführen. Zum Ersten gibt es einen Beitrag zum Ende der Wohngemeinschaft in der Erfurter Turniergasse. Die Ex-Bewohnerinnen und -Bewohner können damit die Idee, Kultur und Leben unter einem Altstadt Dach zu vereinen, nicht mehr leben. Zum Zweiten beleuchten wir die Vorgänge um die Peterskirche auf dem Petersberg näher: Was wird aus dem Forum Konkrete Kunst, wenn es nach den Visionen des Kulturbeauftragten der Stadt geht?

Unter dem Motto »Wir suchen den Längsten« möchten wir euch und Sie auffordern, den Sommer zu nutzen und den längsten Fahrradweg Erfurts zu erkunden und zu dokumentieren. Zu gewinnen gibt es ein schönes neues Fahrrad (Seite 7).

Wir wünschen einen entspannten, sonnigen, traumhaften, faulen, spannenden und kurzen (oder auch langen) Sommer. Das nächste hEft erscheint zum Herbstbeginn pünktlich am 29. September.

Nun viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

hEft bekommt ihr an folgenden Orten in Erfurt: Stadtgarten, café togo, radladen »die pedale«, Steinhaus/Engelsburg, Kaffee Hilgenfeld, Café Tiko, Henner Sandwiches, Antiquariat am Domplatz, Mietwohnungszentrale, Buchhandlung Tintenherz, Buchhandlung Peterknecht, Bibliothek am Domplatz, Weinstein Le Bar, Studentenclub UNI-k.u.m., Radio F.R.E.I. – oder im Netz: www.kulturtausch.net

ERFURT

- 04 ANGER SÜD-WEST: Leser/innenbriefe
- 05 ANGER SÜD-WEST: Gegendarstellungen
- 06 ANGER SÜD-WEST: Verschwörung gegen EKA
- 07 ANGER SÜD-WEST: Wer kennt den Längsten?
- 08 ANGER SÜD-WEST: Am Ende der Turniergasse
- 10 ANGER SÜD-WEST: Ein Fall für Karl-Heinz Kindervater
- 11 ANGER SÜD-WEST: 15 Quadratmeter Deutschland
- 13 DOMPLATZREPORT: Kein Großbordell auf dem Domplatz!
- 14 PORTRAIT: Stadtschreiberin Antje Wagner
- 15 ANGER SÜD-WEST: Mahesh Yogi's Flying Circus
- 17 ANGER SÜD-WEST: Angst ist der Anfang einer Niederlage
- 18 DIE REDAKTION EMPFIEHLT
- 20 COMIC: Die Oma
- 21 TODESFEDER: Born to be unkonventionell
- 22 FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE: Träume, Franky, Whisky
- 23 REZENSION: Kids und Co
- 24 KULTUR & POLITIK: Die WM ab 2006
- 25 KULTUR & POLITIK: Wer essen will, muß auch arbeiten
- 27 KULTUR & POLITIK: Muster-Bewerbung als Chef
- 28 KULTUR & POLITIK: Ventil e.V.
- 29 KULTUR & POLITIK: Die Güte üte
- 31 FOTOSTRECKE: »Bananenbauern in Kenia« von Ingo Wolf

THEMA: 16,5 Jahre Banane

- 34 UNGETEILTES BANANENSTAUNEN von Kerstin Wölke
- 35 STÜCKCHEN von Franziska Wilhelm
- 36 NEULICH MORGENS BEIM FRÜHSTÜCK ... von Horst Bekasinski
- 37 MIT NELKEN von Antje Wagner
- 40 SATURDAYNIGHT von Stefan Schütz
- 41 JOGHURT MARACUJA von Katrin Merten
- 44 SOMMERFRISCHE von Kristina Stanczewski
- 45 ETTIKEET von Till Bender
- 47 **AUTOR/INNENVERZEICHNIS**

Käsespezialitäten
vom Käsemann am Domplatz in Erfurt
(gelber Käsehänger)

Freitag & Samstag
7-14 Uhr

Spezialitäten von Kuh • Schaf • Ziege

Unser Sortiment
Schweiz • Holland • Österreich • Italien
Deutschland • Norwegen • Frankreich • Spanien • England



... bin im Radurlaub!

Fahrräder
Teile
Zubehör
Service

www.diepedale.de

die pedale Purgamentergasse 27/28, 99084 Erfurt, Tel. 0361.6 42 18 74



Zum Beitrag »Gott ist flüssig« von Andy Farmer im April-hEft:

Ich habe Ihren Domplatzreport mit dem Titel »Gott ist flüssig – lasset uns beten«, verfaßt von Andy Farmer, in der April-Ausgabe gelesen und möchte hiermit Ih-



nen eine wohlgerneht nicht selten darauf entstandene Meinung offenbaren. Es ist etwas merkwürdig, dass jüngst nach der aufgekommenen Mohammed-Karikatur-Kontroverse immer noch Autoren der Meinung seien, dass eine freie Religionskritik auch mit derben Formulierungen kundgetan werden müsse – bis hinunter auf Stammtischniveau. (...) Das Ziel, dass dieser Artikel zum altbekannten »Schmunzeln« anregen soll, kann aber meines Erachtens nicht im großen Umfang erreicht werden. Diejenigen mit geringerem Sinnbedürfnis, also die Banalatheisten, werden sich auf diese »kreative« Anspielung keinen Reim zu machen wissen; die anderen stellen den blasphemischen Ausdruck dieses oberflächlich recherchiert anmutenden Artikels eher in Frage. (...) Ich nehme auch an, dass Sie vor dem Druck der Ausgabe bereits die Gelegenheit hatten, o.g. Artikel zu studieren. Womöglich heißt Ihre Zeitung aber aus gutem Grunde nicht »hEft für Literatur, Stadt und Alltag ... und Kultur«.

Clemens Müller, per E-Mail

Zum Beitrag »Heuschrecken und der Bäcker nebenan« von Peter Heilbronn im April-hEft:

Peter Heilbronn erklärt (sich) nichts. Zum 19.863ten Male wettet ein Schriftsteller gegen den »Kapitalismus« und beschwert sich, dass es möglich ist, so zu wirtschaften, wie es Milliarden von Menschen tun. (...) Es ist wichtig, dass die schriftlichen Ergüsse von Menschen, deren revolutionäres Bedürfnis weit über ihr Verständnis vom Handeln der Vielzahl der Menschen in der arbeitsteiligen

Gesellschaft hinausgeht, veröffentlicht werden. Es steht solchen Menschen ja frei, ihre Idee von »grundsätzlich anderem Wirtschaften« zu realisieren: in Gemeinschaft oder Genossenschaft mit all jenen Menschen, die nach dieser ihrer Façon selig werden wollen. Vielleicht gelingt das ja so gut, dass ihnen andere Menschen folgen wollen. Aber so, wie wir Heilbronns jämmerliche Beschwerden über die für ihn unverständliche Unbill, die andere Menschen angeblich über ihn ausschütten, ertragen, so wird er nicht umhinkommen, das friedliche und erfolgreiche Handeln von Menschen zu ertragen, die er als böse Kapitalisten ansieht. Es sind der freie Handel und das erfolgreiche Wirtschaften der Menschen in einer freien arbeitsteiligen Gesellschaft, die die Kaufhäuser gefüllt und die zugleich Hunger und Armut beseitigt haben. (...)

Die Behauptung von Heilbronn, wir erlebten heute eine »Normalisierung des Kapitalismus« ist absurd. Freie Marktwirtschaft, vulgo: »Kapitalismus« bedeutet ja gerade nicht, dass Einzelne oder Gruppen gesetzlich gesicherte Privilegien zulasten anderer besitzen. Was wir erleben, sind die Folgen der Privilegienpolitik zurückliegender Jahrzehnte, wir sehen die Ergebnisse von vielfältigen politischen Eingriffen durch Leute, die wie Herr Heilbronn sich zwar damit brüsten, von den konkreten Vorgängen und Notwendigkeiten in der sich täglich wandelnden arbeitsteiligen Gesellschaft nichts zu verstehen, sich aber dennoch nicht scheuen, jedes Problem, das sie zu erkennen glauben, mit untauglichen Regulierungen, Ver- und Geboten verschärfen oder auf andere Menschen abwälzen zu wollen. (...)

Frank Martin, Großgotttern

Zum Beitrag »Über das Nichtrauchen« von Ralf Rudolffy im April-hEft:

Was für ein Blödsinn, was für eine Frechheit! (...) Es kann mir wirklich grundsätzlich egal sein, wie die Menschen um mich herum ihr Verhältnis zu den legalen und illegalen Drogen gestalten.

Bei Zigarrettenqualm allerdings, verhält es sich anders. Es kann doch nie-

mand ernstlich bestreiten, dass der Qualm nun mal nicht nur in die Lungen der Menschen zieht, die sich das auch so gedacht haben. Es wird mir eben nicht, wie etwa bei Bier o.ä., die Wahl gelassen. Befinde ich mich in räumlicher Nähe zum Raucher bzw. zur Raucherin, so habe ich nunmehr ungebeterweise auch etwas davon. Dann habe ich nicht die Wahl, ob ich den Pullover, den ich gerade trage, auch morgen noch mit Wohlgeruch überstreifen kann. (...) Und genau deshalb ist Rauchen eben nicht eine persönliche Angelegenheit des Rauchers oder der Raucherin und auch nicht dieselbe individuelle Frage, wie »Austern essen, Talkshows gucken, ins Kino gehen ...« – und was da noch so alles aufgezählt war! Ganz zu schweigen, von der schon zum xten Mal berechtigt ins



Feld geführten Gesundheitsschädigung der Menschen, die nicht rauchen. (...)

Ab der zweiten Seite gerät die Einlassung dann auch immer stärker zu einer Abrechnung eines gefrusteten »Gelegenheitsgenußrauchers«, eines vertriebenen »Bohème« mit seinem früherem »verlängertem Wohnzimmer«, die vor dümmlichen Klischees nur so strotzt. Eigentlich dürften auch die Polemiken gegen »reformhäuserlich-protestantische Atmosphäre«, spielende Kinder und stillende Mütter nicht unkommentiert bleiben, aber dies darf gern zur Aufgabe eines anderen bzw. einer anderen werden.

Da man ja möglichst versöhnlich schließen sollte: Löblich, dass dem Autoren, wenn auch erst spät, wenigstens die Krebsgefahr seines Gelegenheitsgenußes, wenn schon nicht die Rücksichtnahme gegenüber seinen Mitmenschen, doch noch in den Sinn und aus der Feder kam. Nächstens geht das aber bitte schneller, Herr Rudolffy, oder?

Chris, per E-Mail

GEGENDARSTELLUNGEN

Kinder im TV als Tamagochi

Heftig dementiert wurde von Seiten der Privatsender, daß sie an einem neuen Sendekonzept arbeiteten. Dabei hätte es sich um eine Sendung gehandelt, die den Namen »Small Brother« tragen und im Herbst dieses Jahres hätte starten sollen. Dabei sollten Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren, mit dem Einverständnis der Eltern, drei Monate in einen Schokolade- und Bonbon-Laden eingesperrt werden. Raus kämen sie erst dann, wenn sie sich am Essen vergiftet hätten. Das könnte schneller passieren, als man denkt, denn in einigen Bonbons bzw. Pralinen sind tote Insekten, radioaktive Abfälle, harte Drogen oder elektronische Klingeltonerreger versteckt. Vor allem letztere versprechen lustige Bilder und hohe Einschaltquoten. Denn wer sie einmal gegessen hat, der läßt automatisch sämtliche Klingeltöne herunter, die in der Werbung auf den einschlägigen Musiksendern angeboten werden, und spielt sie unaufhörlich ab, da diese »Spieluhr« an die Atmung gebunden ist. Es gibt praktisch keinen Weg, dieses Tamagochi auszuschalten: es sei denn, das Kind stirbt.

Die Güte Üte bedankt sich

Die Mühen haben sich gelohnt! Seit nunmehr fast einem Jahr gibt die etwas verbitterte, aber dennoch liebenswerte Güte Üte ihre vielseitigen

Erfahrungen in Form von praktischer Lebenshilfe an die Leserinnen und Leser des hEFTes weiter. Neben der großen regionalen Bewunderung, die der Güten Üte immer wieder entgegen gebracht wurde, gibt es jetzt auch eine erste internationale Reaktion: Eine Schweizerin, die als Internetbulle für die grausamsten Schweizer Kunden arbeitet, die man sich vorstellen kann, hat die letzte Kolumne (»Kinder sind wie Gold«) gelesen und konnte sich derart damit identifizieren, daß sie ihre erotischen Phantasien auf die Güte Üte projizierte und das im gesamten Web verbreitete. Die Güte Üte bedankt sich hiermit aufrichtig bei dieser Seelengenossin, nicht zuletzt wegen ihres Mutes, ihr Elend in der Öffentlichkeit kundzutun.

Banalatheismus

Wir möchten hiermit darauf hinweisen, daß das im Leserbrief von Clemens Müller (siehe links) geforderte Niveau von uns und unseren Lesern leider nicht vollständig erreicht werden kann. »Banalatheisten«, also »nichts Besonderes darstellende Ungläubige«, haben ja seiner Meinung nach ein geringes Sinnbedürfnis, sind also etwas dumm, im Gegensatz zu den somit besonderen Gottgläubigen.

Da wir aber in unserer Autoren- und Leserschaft eine ganze Reihe jener Ungläubigen haben, können und dürfen wir diese nicht ausgrenzen. Daher möchten wir die niveaувollen Christen, Islamisten und Juden gnädigst bitten, uns die eine oder andere Stammtisch-

posse zu verzeihen.

Vielleicht finden Sie ja ihr Glück beim gemeinsamen Fußballempfang mit Glaubensbrüdern. Unter dem sinnreichen Motto »Anstoß zum Glauben« kann man das gleich hinterm Erfurter Dom tun.

Nachspiel ist Vorspiel

Der FC Rot-Weiß Erfurt dementiert das Gerücht, zur immer besseren Befriedigung der Bedürfnisse der Erfurter Ballzauberer eine SpielerlebensabschnittsgefährtenInnen-Vermittlung gründen zu wollen. Laut vertrauter Quellen wäre das Ziel einer solchen Vermittlung gewesen, die Erfurter Top-Stars enger an unsere kuschlige Landeshauptstadt zu binden, um in Zukunft Abwanderungen zu vermeiden. Der Fall unseres umworbenen Fußballgottes Björn Brunne-mann hat schließlich schon gezeigt, daß Liebe stärker ist als Geld oder Karriere.

Die Maßnahme hätte aber noch andere Vorteile. Zum einen fänden die Spieler neben der Liebe zum Fußball auch noch die Liebe zu den Thüringer Frauen und Männern. Dafür müssten die Spieler nun nicht mehr nächtelang um die Häuser ziehen, und könnten sich somit ganz auf das Training konzentrieren. Zum anderen sei davon auszugehen, daß die Stadt Erfurt durch die zu erwartende Kinderschwemme in Kürze wieder die magische Grenze von 200 000 EinwohnerInnen überschreiten würde. Interessierte Bewerberinnen und Bewerber können sich gerne bei der hEFT-Redaktion melden.

G-stalterei Sie sind ja fast schon ein hEFTling!



Erfurt · Rosengasse 1
0160 96646026
Sömmerda · Stadtring 31
03634/31 7359
www.g-stalterei.de

Illustrationen · layouts · grafikdesign · firmensignets · messebau

Jeden Mittwoch 17 Uhr Spielabend
für Kinder und Erwachsene ab 10 Jahre



Tintenherz
KINDERBÜCHER UND SPIELE
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52
buchhandlungtintenherz@arcor.de

ANZEIGEN

Verschwörung gegen EKA

Mit dem bürgernahen Slogan »Glück für alle« trat die parteilose Kandidatin Esther Kain-Abel (EKA) zur Erfurter OberbürgerInnenmeisterInnenwahl im März an und lag bis zum Wahlabend mit ihren Umfragewerten souverän an der Spitze. Nun hat offiziell ein anderer Kandidat das Rennen gemacht. Was ist geschehen?

Es war eine trübe und regnerische Nacht im April 2006. In einer abgeschotteten Ecke der Übersee-Bar in Erfurt wimmelte es von Bodyguards. Wie die Schatten des Untergangs, einer nach dem anderen, schlichen die Politiker in die Kneipe. Dieter Althaus, Manfred Rüge, Andreas Bausewein, Carsten Schneider, Karola Stange, Bodo Ramelow. Auf sie wartete bereits eine Gesellschaft, die vornehmer kaum sein konnte: die Präsidenten der Faschingsvereine, die Kulturveranstalter, Kinderväter, die Manager der Sparkasse und weiterer Banken, Lothar Späth, Vertreter der Wirtschaft, Sergej Lochthofen, unterschiedliche Kirchen-, Radio- und Fernsehmacher, ein gelbblauer Typ von Ikea.

Vergeblich versuchte der ausscheidende Oberbürgermeister die Anwesenden zu beruhigen: »Sie wird es nicht werden. Das verspreche ich.« Sie ist selbstverständlich Esther Kain-Abel, die bei den kommenden Kommunalwahlen als sichere Siegerin gilt. Rüge kennt seine Hühnchen: »Alles, was wir tun müssen, ist, einen Kompromiß zwischen uns zu finden und ein paar vorbeugende Maßnahmen zu treffen, dann ist der Schrecken vorbei.« Doch alle redeten wild durcheinander. Mit Ausnahme von Carsten Schneider, der auch im Bundestag dafür bekannt ist, daß er nie was zu sagen hat.

Nicht von ungefähr fehlt Hagemann. Bei einem Kompromiß zwischen CDU, PDS und SPD ist klar, daß der ehemalige Schlagzeuger nicht gewinnen wird. Darin sind sich alle einig, außer einigen Radiomachern eines CDU-nahen Radiosenders: »Wir sind nicht auf die Straße gegangen, um uns nun von den roten Socken regieren zu lassen.« Doch Rüge blieb wie üblich väterlich: »Es ist egal, wer von uns Oberbürgermeister wird. Wichtig ist

nur, daß EKA verliert.« Ramelow grinste: »Aber sie hat das Volk auf ihrer Seite!« Dazu Althaus: »Dann verbieten wir dem dummen Volk eben zu wählen!« Gekeusche von allen Seiten.

»Wir dürfen es nicht verbieten. Wir brauchen es nur zu vermeiden«, murmelte Rüge versöhnlich. Er erteilte nun Ratsschläge (nie Befehle, er ist ein gütiger



Erfolgreichstes EKA-Wahlplakat 2006

Vater): »Erstens: EKA darf in den Medien nicht erwähnt werden, ihre Plakate müssen abgerissen werden, die Unterschriften für ihre Kandidatur müssen aus den Akten verschwinden.« Alle schrieben eifrig mit. »Zweitens: Wir fügen einige ihrer Forderungen in unsere Programme ein, so wird das Volk EKA nicht mehr als Hoffnungsträgerin identifizieren.«

Althaus und Späth sprangen aus ihren Stühlen: »Wir wollen das intergalaktische Empfangszentrum!« Die Meute war kaum mehr zu beruhigen. Die Banken- und Wirtschaftsvertreter verlangten mehr Geld für die Infrastruktur und die Förderung des Sterbetourismus'. Die Karnevalisten fragten erregt: »Wie war

das mit dem Austausch mit Brasilien?« Nur Ramelow schwieg, neben Schneider. Aber die außer Rand und Band geratenen Christdemokraten und ihre Freunde bemerkten das erst nach einer Viertelstunde.

Ramelow und Schneider tuschelten miteinander. Dann sprach der ehemalige Gewerkschaftskader: »Keine Entlassungen in den nächsten fünf Jahren, nirgendwo. Bausewein wird Oberbürgermeister. Die CDU erhält die Außerirdischen, die SPD die Irdischen und wir die Leitung sämtlicher Untersuchungskommissionen des Landtags.« Schauer. Stille. Nur Lochthofen wimmerte ein Amen, er ahnte wohl schon, wer dazu verdonnert werden würde, dem Volk das alles in einer Kolumne zu erklären.

Rüge nickte: »Alles geschieht ganz unauffällig. Wir erklären alle Stimmen für EKA für nichtig, auch wenn sie die absolute Mehrheit bekommt. Egal, und wenn dabei herauskommt, daß nur ein Viertel der Bevölkerung gewählt hat. Wir halten alle die Klappe. Und wir alle versammeln uns auch in den nächsten fünf Jahren, in meinem Büro – am Montag, wie üblich.«

Die Stimmung schien dennoch etwas gedrückt, als die Gesellschaft das Lokal verließ. So bemerkte auch niemand den Schatten, der neben der Tür stand. Als alle in ihren Autos verschwunden waren, trat der Schatten aus der Bar und sprach in ein Handy: »Es ist so, wie wir es uns dachten. EKA wird verlieren. Wir müssen eine neue Partei gründen. Bestelle bitte Kardassianer, Ferengiys, Vulkanianer, Romulaner, Klingonen und Italiener ins Charleston. Wir müssen für die Zeit unmittelbar nach der Wahl bereit sein. Wir können endlich die Macht über Herr-fuhr-t übernehmen!«

Paolo Fusi

Wer kennt den Längsten?

**hEft
VERLOSUNG**

hEft sucht den längsten Fahrradweg Erfurts. Wer ihn kennt und dokumentiert, kann ein tolles Fahrrad gewinnen! Alles was ihr dafür braucht, ist: Freude am Fahrradfahren, einen Kilometerzähler und einen Fotoapparat.

1) Vorwort:

Das Fahrrad, kurz auch Rad ist ein in der Regel zweirädriges, einspuriges Landfahrzeug, das mit Muskelkraft durch das Treten der Pedale angetrieben wird. Es wird durch stabilisierende Kreiselkräfte der Räder sowie Gewichtsverlagerung und Lenkbewegungen der FahrerIn im Gleichgewicht gehalten. Übersetzt man das lateinische Wort »velox« wörtlich, handelt es sich dabei um »Schnellfuß« (lat.: *velox* = schnell und *pes* = Fuß). Seit seiner Erfindung erfreut sich das Fahrrad stets großer Beliebtheit und war nach der Nähmaschine, ganz nebenbei bemerkt das zweite technische Serienprodukt.

Radwege hingegen werden in Erfurt nicht gerade in Serie produziert – das Streckennetz hat gehörige Löcher.

2) Die Aufgabe:

Deshalb geht es darum, den längsten zusammenhängenden Fahrradweg in Erfurt ausfindig zu machen. Der Weg muß als Fahrradweg gekennzeichnet sein und sich innerhalb des Erfurter Stadtgebiets befinden. Er darf durch eine Straße oder Kreuzung unterbrochen sein, wenn er auf der anderen Seite fortgesetzt wird. Die Fortsetzung darf jedoch nicht auf einer Straße ohne Radweg erfolgen (wie es beim Gera-Radweg oft der Fall ist). Also schwingt euch auf die Räder und erkundet die Radwege der Stadt! Alle Vorschläge sind mit exakter Länge und Verlauf (Straßennamen) fotografisch zu dokumentieren. Nach

gewissenhafter Prüfung wird unter allen Einsendungen dieses wirklich geniale und angesagte Fahrrad verlost (der Rechtsweg ist ausgeschlossen):

3) Der Preis:

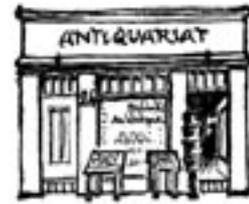
Ein besonders schönes Exemplar aus den 50er Jahren. Zur Verfügung gestellt wird der blaue »Lady Cruiser« der Firma Marin vom Fahrradladen »die pedale« in der Pergamentergasse. Dafür bedanken wir uns schon mal herzlich!

4) Foto:



Die Vorschläge bitte bis zum 1. September 2006 an die hEft-Redaktion schicken: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, oder per E-Mail: heft@kulturrausch.net.

Dem Gewinner/ der Gewinnerin wird bei der nächsten hEft-reliest-Party am 28. September das Fahrrad übergeben. In der nächsten Ausgabe werden dann die längsten und ausgefallensten Radwege Erfurts vorgestellt.



**BUCHHANDLUNG
UND
ANTIQUARIAT
„AM WAIDSPEIGER“
99084
ERFURT
DOMPLATZ 24**
Telefon: (0361) 566 0 665
Telefax: (0361) 566 0 664
jestaedti-antiquariat@gmx.de

refresh
your home

infern* 0361.6663195
architektur+handlung

Weinstein »Le Bar« • Kleine Arche 1 • 99084 Erfurt
Öffnungszeiten: Sonntag bis Freitag ab 19 Uhr
Samstag ab 20 Uhr

**Erfurt's schönster
BIERGARTEN**

Öffnungszeiten:
Mo - Fr ab 15 Uhr
Sa & So ab 12 Uhr

52 Engelsburg e.V.
Allerheiligener, 20/21
D-99084 Erfurt

Letztes Turnier verloren

Für das »Haus zum Hirschsprung« in der Turniergasse endete im Mai die Ära der »nachwendlichen« Wohngemeinschaften und damit die Idee, Kultur und Leben in einem Haus zu verbinden. Alle bisherigen Bewohnerinnen und Bewohner haben nach jahrelangem Ringen mit behördlichen Instanzen nun ihre Wohnungen endgültig aufgeben müssen. Am 6. Mai 2006 feierte die Turniergasse ihre letzte große Party. Marion Mayer war dabei und befragte die Ex-Bewohnerinnen und Bewohner.

Freitagabend. Überall vor dem Haus sitzen und stehen Menschen, eine kleine Ecke der Innenstadt lebt, feierte, pulsiert. Selten sieht man an einer Stelle Erfurts so viele größtenteils junge Menschen, anscheinend wie durch Zufall zusammengefunden. Aus dem Haus dringt Livemusik auf die Straße, sich unterhaltende, lachende Menschen drängen durch das schwarze Loch des Hauses ein und aus. Das Haus trägt da schon seine weiße Zwangsjacke, doch die Leute darin fließen bewegt hindurch.

Es ist etwas mühsam, sich die gewundene, für die Menschenmenge zu enge Holztreppe hinauf zu bewegen, von den Wänden her schauen mich immer wieder große Risse im Mauerwerk an. In der ersten Etage befindet sich eine improvisierte Bar, hinter der sich Unmengen an Getränkekräften stapeln. Ich erkenne zwei der Hausbewohner, Nici und Nadia. Sie verkaufen Getränke, Nadia lacht oft laut und scheint mit nahezu jedem, der eintritt, kurz einige Worte zu wechseln. Man kennt sich.

Alle Zimmer dieses Stockwerks sind leereräumt, viele Menschen füllen die Räume. Ab und zu ein Foto an der Wand, eine geschnitzte Holzfigur in seltsamer Farbgebung, ein Porzellanpinguin – Spuren der Bewohner. In den letzten sieben Jahren haben hier in ständiger Fluktuation Tobi, Nici, Maria, Jule, Kaspar, Flo, der Wanderer, Ronny, Lars, Nikolas, Inga, Ulrike, Augusto, Matthias und Frank gewohnt. Zumindest sind das die, an die man sich erinnert.

Musik schallt durchs Haus. Ich schlängle mich ins zweite Stockwerk, auf der es noch voller zu sein scheint. Das ist die Etage von Nadia, Hoffi, Vince, Maik, Berni, Jessica, Linda, Dulli und

Max, ebenfalls in ständig wechselnder Konstellation. Kaum einen Blick kann ich durch die Tür ins Zimmerinnere haschen, nach kurzem Zögern beginne ich, mir einen Weg durch die Menge zu bahnen. Auf engem Raum spielt eine vierköpfige Band, DRK heizt den Raum ein, die Luft ist stickig. Einige tanzen wild, nahezu alle hier können nicht still stehen, wippen mit. Das ganze Haus feiert eine ausgelassene Party.

Schade nur, daß es die Auszugsparty ist. Alles, dieses ganze bunte Leben, zieht aus der Turniergasse aus.

Vom sanierten Ordnen

Als die Band eine Pause macht, öffnet jemand ein Fenster, wenig später erscheint Nadia im Raum und meint, daß das Fenster geschlossen bleiben muß. Alle verstehen, warum sie das sagt, doch wohl keiner versteht, warum das so sein muß. Jeden Augenblick können Ordnungsbeamte kommen und für »Ordnung« sorgen ... Und letzten Endes gehört es auch zur Ordentlichkeit Erfurts, daß derartige Wohngemeinschaften aus dem Altstadtbild verschwinden – aus der Michaelisstraße, der Hütergasse, der Allerheiligenstraße, der Elisabethstraße und nun auch aus der Turniergasse. Das Haus ist von der Stadt an die *Pille Wohnbau GmbH* verkauft worden, es wird nun saniert und in Zukunft Eigentumswohnungen aufweisen.

Die alten Häuser, denen man ihre Jahre und das Bewohntsein ansieht, werden eingepackt und erst wieder nach einer Komplettanierung preisgegeben. Sie werden zu Geschäfts- und Büroräumen oder Eigentumswohnungen umgeformt und stehen dann zu hohen Preisen zur Miete oder zum Verkauf. Jede Falte und

viel der Eigenheit werden glattgebügelt. Ob die Stadt irgendwann erkennt, was sie dadurch an Charme, Lebendigkeit und Ausstrahlung verliert?

Doch wie Berni bei unserem späteren Treffen sagt: »Wer Geld gibt, gibt auch die Inhalte vor.« Und dies gilt im wahrsten Sinne des Wortes auch für diese Häuser der Innenstadt: junge, kulturell engagierte aber weniger zahlungskräftige Menschen werden durch geschäftstüchtige, profitable und wohl-situierte ersetzt. Die Stadt findet weder Wege noch Scharfblick, sich der nicht-kommerziellen Kulturlandschaft Erfurts bewußt zu werden und diese nicht weiterhin bereitwillig der Kapitalgottheit als Opferlamm zu präsentieren.

Später spielt noch eine weitere Band, es kommen noch mehr Leute – schätzungsweise sind 400 Leute vor Ort gewesen – und als ich die Party gegen halb zwei in der Nacht endgültig verlasse, hat die Zeit dem Treiben noch keinerlei Abbruch tendenz versetzt. Ich weiß, daß diese Gasse dergleichen so schnell nicht wieder erleben wird, sehr wahrscheinlich nie wieder.

Vom lebendigen Wohnen

Zwei Wochen darauf treffe ich mich mit Nadia, Berni, Nicci und Dulli. Ich möchte etwas über das Leben in dem Haus erfahren, wie es so war. 1999 hatten sich die WGs im Haus gegründet, zuletzt lebten zehn Erwachsene und drei Kinder unter einem Dach, alle kannten sich.

Ich hatte von einigen »Aktionen« gehört, die das Haus in den letzten Jahren veranstaltet hat. Diese standen in keinem Veranstaltungskalender oder Stadtmagazin und doch ist vielen Erfurtern dieses Haus in der Turniergasse nicht



Fotos: WG Turniergasse

Jetziger Sanierungszustand (oben) und offenes 1.-Mai-Frühstück vor dem Haus (unten)

unbekannt. Die letzten sechs Jahre fand in jedem Mai das *Erste-Mai-Frühstück* statt, an welchem Tische und Couches vor das Haus getragen wurden. In gemütlicher Runde verbrachte man so den Tag und jeder, der vorbeikam und Lust verspürte, konnte sich diesem Essen anschließen.

Seit 2001 fühlte man sich dem kulturellen Geist des *Honky Tonk* jedes Jahr aufs neue verpflichtet: Mit klassischer Musik und Wein warteten die Bewohner mit einem eigenen Programm auf. Zur *Nacht der Museen* vor drei Jahren

staffierte man mühevoll den Keller mit rotem Teppich und weißen Tüchern aus, um den »ältesten Balken« der Stadt angemessen darzubieten zu können. Weder Mühe noch Kosten wurden gescheut, um mit dendrochronologischen Untersuchungsergebnissen (mit denen das Alter des Holzes bestimmt werden kann) eines Prof. Dr. Nutzholzes aufwarten zu können. Es fanden Führungen statt, bei welchen sich das Publikum an Weintraubenhäppchen laben konnte, das ganze Ambiente mit klassischer Musik vollendet abgerundet. Dieses Ereignis berühr-

te das Interesse derart, daß sogar ein Artikel in der *TLZ* folgte: »Hier stützt Erfurts ältester Balken.«

Weitere alternative Aktionen waren die alljährlich stattfindenden Auftritte der *Asozialen Weihnachtsmänner*, das *Erfurter Klappradrennen* und im August 2004 die Veranstaltung *FKK – Freier Kunstkonsum*, bei der verschiedene Kunstschaffende Erfurts mitwirkten. Uta Hünninger, Nici Wegener und Florian Schmigalle u.a. präsentierten drei Tage lang Rauminstallationen und Bilder, außerdem waren Life-Performance und Life-Musik mehrerer Bands zu erleben.

Einer der Hausbewohner erzählt, daß man sich mit derartigen Unternehmungen ein wenig in die Tradition Till Eulenspiegels stellen wollte, welcher der Legende nach mit seinen Streichen den Mächtigen den Spiegel vorhielt und dem einfachen Volk in vielen Dingen die Augen öffnete. Eine Geschichte des alten Volksbuches erzählt davon, wie Till Eulenspiegel in Erfurt ganz in der Nähe der Turniergasse einem Esel das Lesen beibrachte. Am Ende dieser Geschichte gelingt es ihm, die Gelehrten, die ihn hereinlegen wollten, zum Narren zu halten, und jagt den Esel mit den Worten davon: »Scher dich zu den anderen Erfurter Eseln!«

Direkt vor mir ruht es: das Haus Turniergasse 16. Komplette verhüllt von einer weißen Verpackung, nur das Tor an der Frontseite links wirkt noch mit der Straße verbunden, dunkles Loch im weißen Kostüm. Es ist nun sehr still hier. Nadia, Berni, Nicci, Dulli und die anderen wohnen mittlerweile alle in verschiedenen WGs. Etwas Wehmut schwingt auf jeden Fall mit, doch auch Frust und Wut, Nici sagt am Ende: »Schade, daß so was nicht leben kann.«

Ich laufe zum Domplatz und sehe das große orangefarbene Werbeflächen für das am kommenden Wochenende stattfindende 31. Krämerbrückenfest – eines der kulturellen Glanzlichter Erfurts. Mit einem säuerlichen Grinsen lasse ich die leuchtende Reklame hinter mir.

Einfalltor

Ein Fall für Karl-Heinz Kindervater. Von Ingo Wolf

In Erfurt auf dem Petersberg steht die ehemalige Klosterkirche St. Peter und Paul. Sie ist nicht nur eine der ältesten Bauten dieser Stadt, sie bietet in der Oberkirche neben Würfel-Rundbogenfries und plastischem Zierwerk auch einen der schönsten sakralen Räume Thüringens. Und unten gibt es eine bedrohte Sammlung!

Nach wechselvoller Geschichte wurde das Gebäude beim Rückzug Napoleons 1813 von den Preußen in Brand geschossen und brannte aus. Die Osttürme, die bis dahin die Silhouette der Festung Petersberg prägten, wurden abgerissen. Das ist jetzt 193 Jahre her. Dann war St. Peter Kaserne, Stall und ganz neulich noch Lager für den VEB.

Aber die Türme! Ja, ja, auch Erfurt leidet an Verlusten, obwohl Canaletto nur Dresden so schön malte, und dessen Bürger und ein Trompeter, der seinen Ruf verbessern wollte, haben ja die Frauenkirche reanimiert. Und weil viele Bewahrer Deutschlands bestes Mahnmal erhalten wollten, jetzt aber alle so glücklich mit dem Neubau sind, nennt man das den Frauenkirchen-Effekt.

Erfurt hat zwar keinen Trompeter, aber einen Kulturbeigeordneten im Ehrenamt, was der auch gerne zu Beginn eines Gespräches betont, von wegen in seiner Freizeit und unbezahlt, kurz bitte! Auch sein Ruf ist nicht doll, gehört er doch zum CDU-Establishment und sitzt kommerziell rege der Kaisersaal-GmbH vor, die auch sonst noch unentbehrlich wirtschaftet in dieser Stadt. Kultur ist für Karl-Heinz Kindervater (KHK) Karneval und beinschwingende Funkemariechen und Traditionspflege mit Corpsgeist und Dreispitz. Er war der einzige, der den Stadtvätern für diesen Posten einfiel, und da kann er noch zwei Jahre werkeln, wenn er es aussitzt. Dem Vorgänger Joachim Kaiser stand das Amt mit der Würde seiner grauen Haare – er,

selbst Kunsthandwerker, wußte, was Kultur ist.

Und nun statt Kaiser Kaisersaal. Aber so schlecht ist KHK gar nicht! Ob Angermuseum oder Neues Schauspiel – er kann auch richtig brennen für die Sache. Und hinter pausbäckigen Augenschlitzen lauert Instinkt!

Wenn die Sammlung Konkrete Kunst aus der Peterskirche raus ist, dann ist sie futsch, und diese Stadt wieder ein Stück hinter den internationalen Horizont versackt – aber wir haben ja noch den Karneval!

Bei seinem Antritt sammelte er die Kulturverbände und deren Schaffende um sich, die dann alle hübsch erzählten, was sie machen; er wußte dann alles, über ihn war nichts zu erfahren. Und er gähnte und ignorierte an diesem Abend Heidi Bierwisch, die Nestorin der Konkreten Kunst und Leiterin des Forums gleichen Namens, und die Exposition

des Forums sitzt still und frierend in der Peterskirche. Da hat er neulich noch ganz locker eine neue Sonderschau eröffnet, der KHK, und sich dann abrupt entschuldigt, er müsse noch zum Karneval, das werde man verstehen ... und alle verstanden. Beim Gehen ist er dann auf den Geschmack gekommen: da will er rein – und raus soll diese Sammlung, die da seit 1993 eingeklemmt ist, und überhaupt muß ein Einfalltor her zu dieser Stadt und der Zitadelle, und sowieso drehen alle Touris um, die das Konkrete sehen!

Nun ist die Kunst leider konkret unkonkret, mit dem Taschenrechner gemacht, und der intellektuelle Tiefgang erschließt sich aus drei Farben auf Edelstahl. Aber sie ist gut, diese Schau aus Leihgaben der internationalen Künstler, und sie gehört in diese Stadt, mit ihrer Tradition der Biennalen, der hochrangigen Gäste in den Künstlerwerkstätten, den Symposien und Workshops. Man kann diese Arbeiten als impulstot ablehnen oder sich den röhrenden Hirsch wünschen, aber keiner soll sagen, sie



Andreas Bauer

wären schlecht gemacht. Und wäre Frau Bierwisch nicht nur in Fachkreisen so bekannt, sondern telegen und selbstverliebt wie der Opernintendant, und wäre die Sammlung Expressionismus, Körperwelten oder die Geschichte der Kleingärten, dann würde niemand darüber nachsinnen, ob da jetzt die Thüringenschau mit Leihgaben der Landesmuseen rein soll, oder doch die Militaristen mit den Dreispitzen, die so gerne bei der NVA waren. Aber weil es dem Volk so schlecht zu erklären ist, wie man hier Fouche's Intrigen spielt, setzt KHK via Sprachrohr TA/TLZ den Frauenkircheneffekt ein. Die Türme müssen her, natürlich! Und Geld ist auch da (Wo?), und die Konkreten werden neben den heimischen Künstlern und hübschen Galeristinnen ins Heizwerk hinter die neue Oper gesteckt, wenn dieses mal saniert ist mit ABM-EineuroEUs, am Sankt Nimmerleinstag. Und die Türme, aus Stein, nicht nur Baugerüste, und eine Platte unten dran, wer es durchgefochten hat!

Aber der Denkmalschutz hat diesem Retroblödsinn schon abgesagt, obwohl KHK einen Verein der Hochrangigen aus der Tasche zauberte, wo sie alle wieder drin sind. Und wenn alles so wird, wie der Kulturbeigeordnete es ins unreine sprach, dann wird ja alles gut. Aber wenn die Sammlung Konkrete Kunst raus ist, dann ist sie futsch, und diese Stadt wieder ein Stück hinter den internationalen Horizont versackt – aber wir haben ja noch den Karneval!

Die Hoffnung kommt nicht nur von außen, vom entfilzten Rathaus und dem neuen Bürgermeister aus dem Ottokatalog! Auch aus dem Inneren der Unterkirche spricht die Vergangenheit zu KHK. Dort, wo zu Zeiten der sozialistischen Produktion technische Kleinteile gelagert wurden, gibt es mannigfaltige Inschriften an Wänden und Balken.

Im Ostschiff steht »KHK → 05/06«, ob damit die Amtszeit gemeint ist? Dann hätten wir ihn ja nicht mehr lang!

15 Quadratmeter Deutschland

Seit August letzten Jahres lebt eine Kurdische Familie in der Erfurter Lutherkirche, um ihrer Abschiebung zu entgehen. Anne Fromm hat sie getroffen.

Aus der Glaskanne auf dem kleinen Tisch dampft schwarzer Tee. »Chai?« Sabiah Senlik bietet Gästen immer Tee an. Das ist kurdische Tradition – Gastfreundschaft eben. Die hat sich Familie Senlik bis heute behalten. Ansonsten ist ihr Alltag deutsch. Schon seit neun Jahren.

Die Küche, in der sie nun Tee trinken, ist klein. Fünf Quadratmeter vielleicht, spärlich eingerichtet. Eine schwere Gardine fängt das wenige Licht ab, das durch das winzige Fenster dringt. Deshalb ist es immer schummrig in der Küche.

Sabiah und Macit wohnen mit ihren beiden Kindern seit August 2005 in der Lutherkirche. Hier fanden sie im Sommer Asyl, als ihnen die Abschiebung drohte. Nun teilt sich die Familie die kleine Küche und ein Zimmer, in dem sie schlafen, spielen und lernen. »Unmenschlich«, sagt Macit, auch wenn er das Engagement der Kirchengemeinde schätzt.

Der Traum von Freiheit

Familie Senlik lebt in einem von bundesweit 38 Kirchenasylen. Schutz vor der Abschiebung kann es nicht gewähren. Die Kirche ist kein rechtsfreier Raum. Das Asyl wird in den meisten Fällen genutzt, um Verhandlungen mit Behörden neu aufzurollen, um Folgeverfahren durchzusetzen.

Über die Hälfte der in Kirchenasyl lebenden Flüchtlinge sind Türken bzw. Kurden. Geflüchtet, weil sie in der Heimat Repressalien erleben mußten: Fol-

terung, Verfolgung, Gewalt. So wie Macit Senlik.

Als der Kurde 1994 zunächst allein nach Erfurt kommt, ist er voller Hoffnung. Hier gäbe es Menschenrechte und Freiheit, hatte er gehört. Hier will er leben und seinem damals zweijährigen Kind zeigen, was Frieden bedeutet. Denn der ist religiöser Leitgedanke der Familie. Sie sind keine Moslems, keine Islamisten. Sie sind Aleviten. Toleranz und Humanität sind ihre zentralen Werte. So scheint Deutschland ein perfektes Ziel für die Senliks.

Sabiah folgt 1996, zusammen mit Sohn Ildiz. Zwei Jahre später kommt Rasim zur Welt. Macit und Sabiah finden einen Job in einer Dönerbude. Ildiz und Rasim sprechen Deutsch mit Erfurter Akzent, haben deutsche Freunde. Trotzdem hat das Familienglück einen Schönheitsfleck: Um eine Aufenthaltsgenehmigung kämpfen Macit und Sabiah vergeblich.

Quälende Behördengänge

Nach acht Jahren Aufenthaltsgestattung kommt 2002 die Duldung. Das Behördendeutsch definiert diesen Status als »befristete Aussetzung der Abschiebung«. Dauerhaft bleiben darf die Familie damit nicht. Duldung bedeutet sogar, daß die Arbeitsgenehmigung entzogen wird. Macit und Sabiah verlieren ihren Job. Von da an ist es eine Frage der Zeit.

Anfang 2006 bekommt Macit das gefürchtete Schreiben. Er muß Deutschland verlassen, steht drin. Duldung ab-



Anne Fromm

Die Erfurter Lutherkirche in der Magdeburger Allee

gelaufen, wird nicht verlängert. Punkt. Ein Appell an die Thüringer Härtefallkommission bleibt erfolglos.

Versteckspiel der Behörden

Eine Liste der Erfurter Kirchen und gepackte Koffer in der einen, die beiden Kinder an der anderen Hand, ziehen Sabiah und Macit los, um Obdach zu finden. Gleich an der ersten Tür – in der Lutherkirche – stoßen die Senliks auf offene Arme. »Natürlich war ich im ersten Moment überrascht«, sagt Pfarrerin Dorothee Müller. An Probleme der Finanzierung, der Unterbringung oder

an die strafrechtlichen Folgen, die im Gesetzbuch festgeschrieben sind, dachte sie damals nicht. Laut Zuwanderungsgesetz drohen ihr bis zu fünf Jahre Haft.

Manchmal erscheint es Dorothee Müller, als »kämpften wir gegen Windmühlen«. Die Ausländerbehörde, das Thüringer Innenministerium und der Erfurter Bürgermeister halten sich im Fall der Familie Senlik sehr bedeckt. Die zuständigen Amtsleiter schieben sich gegenseitig die Verantwortung zu. Es ist ein Versteckspiel.

»Wir haben Angst, daß das Innenministerium irgendwann einen Streifen-

»Wir haben Angst, daß das Innenministerium irgendwann einen Streifenwagen vor die Kirche stellt. Dann wäre alles aus.«

wagen vor die Kirche stellt. Dann wäre alles aus«, befürchtet Antje Büchner, vom Unterstützerkreis, der sich für die Familie einsetzt. Einkaufen, zu Ärzten begleiten, die Kinder in die Schule bringen. Das ist ihre Aufgabe. »Es ist menschenunwürdig, wenn man nichts selbst erledigen kann«, klagt Sabiah. Denn die Kirche verlassen dürfen sie nicht. Auf deutschem Boden sind sie eben nicht länger »geduldet«.

Sabiah und Macit sind müde. Die Schultern hängen tief, ihre Blicke suchen Halt in der kargen Küche. Sie haben Angst, zurück zu müssen. »Wie sollen die Kinder dort leben? In einem Land, dessen Sprache sie nicht einmal kennen?« fragt Macit. Eine Antwort kann ihm niemand geben.

Nun ist es fast ein Jahr auf diesen 15 Quadratmetern. Ein großes Benefizkonzert mit namhaften Musikern im Frühjahr konnte die zuständigen Behörden nicht aufrütteln. Und so bleibt die Hoffnung und der einzige Wunsch: endlich wieder zurück nach Hause zu können.

»Es gibt Dinge, die macht man nicht.« (Kurt Beck)

Das »Anspruchsdenken« muß endlich aufhören! Spielen auch Sie mit dem Gedanken, auch das dritte 1-Euro-Job-Angebot abzulehnen. Sehen auch Sie sich mit einer empfindlichen Kürzung Ihres eigenen Alg II konfrontiert?

KEIN PROBLEM – hEFT FÄNGT SIE AUF! Wir bieten lukrative **0-Euro-Jobs!**

Ihre Vorteile:

- kein Arbeitszwang
- mehr Freizeit
- keine Arbeitszeiten - und trotzdem Geld vom Amt

Eine anschließende Festeinstellung ist selbstverständlich ausgeschlossen.



* Die Vergütung der Beschäftigung beträgt 0 (Null) Euro. Gilt nur in Verbindung mit der Annahme eines 0-Euro-Jobs beim hEFT. Die Dauer der Maßnahme beträgt mindestens 24 Monate. Wer kündigen will, ist selber schuld.

Erfurt schläft in Ruhe weiter: Kein Großbordell auf dem Domplatz!



Matthias Hohmann - www.g-stalterei.de

Unlängst versammelte sich beinahe unbemerkt eine kleine Gruppe unerschütterlicher Aktiv- und Optimisten auf dem Erfurter Domplatz, um gegen die Errichtung eines Großbordells während der Zeit der FIFA-WM 2006 auf selbigem zu protestieren.

Wenngleich die Errichtung eines solchen Etablissements auf dem Erfurter Domplatz, so der Sprecher der Gruppe, von den hiesigen Stadtoberen zu keiner Zeit geplant war, sei dies doch nicht ausgeschlossen gewesen, da Erfurt, als WM-Stadt leider unberücksichtigt, schon das eine oder andere mal auf fragwürdige Weise auf sich aufmerksam zu machen versuchte. Als Stichworte seien hier nur Autofrühling, Weihnachtsmarkt, Entenrennen oder Krämerbrückenfest genannt.

Aber diese Zusammenrottung, so der Sprecher weiter, sei keineswegs nur reine Prophylaxe gewesen, sondern vielmehr eine günstige Gelegenheit, um auf eine weniger erfreuliche Begleitscheinung des Turniers aufmerksam zu machen. Im Vorfeld der WM wurde mit etwa 30.000 bis 40.000 osteuropäischen Prostituierten gerechnet, zusätzlich zu denen, die tagtäglich gegen ihren Willen oder mit falschen Versprechungen nach Mitteleuropa und in die übrigen Länder der westlichen Hemisphäre verschleppt werden.

Was am Erfurter Domplatz nicht verhindert werden mußte, ist in den eigentlichen WM-Städten inzwischen bittere Realität. So entstand am Berliner Olympiastadion das größte Bordell der BRD und in Dortmund, so berichtete unlängst das Magazin *Stern*, initiierten die Stadtherren bereits vor über einem Jahr die Einrichtung von »Drive-In-Sex-Garagen« während der Zeit der Fußball-WM, um dem erwarteten Ansturm liebebungriger Freier gerecht zu werden.

Wer nunmehr letzteren die alleinige Schuld am Los der Zwangsprostituierten zuschreiben will (neben der moralischen Ver lumptheit der sich prostituierenden Frauen selbst, ein beliebtes Erklärungsmuster der bürgerlichen Gesellschaft), denkt nicht nur zu kurz, sondern gänzlich in eine falsche Richtung. Schuld ist in erster Linie nicht der Freier, es sind vielmehr die gesellschaftlichen Verhältnisse, die solche Erscheinungen nicht nur nicht verhindern, sondern sowohl die Prostituierten als auch die Freier zu solchem Handeln nötigen. Diverse moralische Lippenbekenntnisse von Politikern und Politikerinnen aller Couleur können hier getrost vernachlässigt werden.

Mal abgesehen davon, daß die Ware Mensch (= Frau) hier genauso gehandelt wird wie jede andere Ware der kapitalistischen Warenansammlung,

finden sich die betreffenden Frauen nach dem Erwerb de facto in einem Sklavenverhältnis und besitzen keinerlei Rechte. Als persönliches Eigentum ihrer Peiniger sind sie diesen schutzlos ausgeliefert.

Auch bereits im Sommer letzten Jahres initiierte der Deutsche Frauenrat e.V. eine Kampagne unter dem Motto »Abpiff – Schluß mit Zwangsprostitution«. Zunächst erhielt der Verein sowohl vom DFB als auch von den Kickern der Nationalelf (einzige Ausnahme: Jens Lehmann) eine Absage. Der DFB ließ von offizieller Stelle vermelden, daß er sich mit dieser »leidigen Angelegenheit« nicht befassen werde, und aus dem Büro der Nationalmannschaft war zu vernehmen, daß man diesem »gutgemeinten Appell aus grundsätzlichen Erwägungen« nicht folgen könne. Letztlich haben jedoch der geschäftsführende Präsident des DFB, Dr. Theo Zwanziger, und Berlins Regierender Bürgermeister, Klaus Wowereit, die Schirmherrschaft übernommen. Inzwischen ist die Fußball-WM 2006 fast Geschichte. Der Sklavenhandel leider nicht.

Alexander Platz

Bierlöcher und Mottenlicht

Über die Erfurter Stadtschreiberin Antje Wagner



© Uschi Koch

Seit April ist Antje Wagner die nunmehr dritte Erfurter Stadtschreiberin, seitdem die Kulturdirektion im Jahr 2002 diese Tradition aus dem Mittelalter wiederbelebt hat. Damals waren Schreiber privilegierte Menschen, denn sie hatten eine Fähigkeit, die das gemeine Volk nicht besaß: sie konnten schreiben. Stadtschreiber hatten die Aufgabe, die Geschehnisse in der Stadt festzuhalten, Chronisten eben.

Heute ist das »Stadtschreiber-Amt« in Erfurt ein viermonatiges Schreib-Stipendium für freie Autorinnen und Autoren. Da die Dotierung vergleichsweise hoch ist, hat der Erfurter Stadtschreiber-Preis sehr schnell einen ausgezeichneten Ruf bekommen. Daß ausgerechnet Antje Wagner dieses Stipendium gewonnen hat, scheint die sympathische Potsdamerin selbst am meisten zu verwundern. Schließlich hatte sie sich bei der Jury eindeutig gegen einige ältere und gestandene Autor/innen durchgesetzt.

Vielleicht liegt es aber auch an ihrer Erfahrung in diesem Bereich: Seit Jahren ist die 31-jährige Potsdamerin in diversen Künstlerkolonien der Bundesrepublik als Schreibstipendiatin unterwegs – ob auf Schloß Wiepersdorf oder im Künstlerdorf Schöppingen. »Ich mag diese Atmosphäre, mit Künstlern und Schriftstellern zusammen zu sein, sich gegenseitig zu befruchten, zu lachen, zu diskutieren – und gleichzeitig die Ruhe zum Arbeiten zu haben.« Und der fremde Ort bringe neuen Schwung, neue Eindrücke und Erfahrungen, wie Antje Wagner betont.

In Erfurt dagegen ist es etwas anders. Zwar ist die Stadtschreiberinnenwoh-

nung in der Kleinen Synagoge, hoch oben über der lieblichen Gera, an gediegener Mittelalter-Romantik nur schwer zu überbieten – so richtig zur Ruhe jedoch kommt Antje Wagner bis Ende Juli wohl trotzdem nicht mehr. Termine, Lesungen, Artikel – der Kalender ist voll, das »Amt« fordert seine Stadtschreiberin. Aber sie ist darüber kein bißchen verärgert: »Auf den Lesungen werde ich so oft von netten Leuten angesprochen, daß es mich schon überrascht« – vor allem auf die Brief-Reihe, die jeden Samstag in der *Thüringer Allgemeinen* erscheint. Darin schreibt sie über die Dinge, die den Bewohnerinnen und Bewohnern der Stadt längst keinen Gedanken mehr wert sind: von den »Bierlöchern« in den mittelalterlichen Häusern bis hin zu dem wunderlichen Fakt, daß auch für die hiesige Bevölkerung der Eintritt in die EGA Geld kostet. Zukünftig, so verrät sie, soll an dieser Stelle der gemeine »Rasselbock« seine längst fällige Würdigung erhalten.

Daß ausgerechnet die Bierlöcher die Aufmerksamkeit der Autorin finden, kommt nicht von ungefähr. Antje Wagner ist passionierte Kellnerin. Früh schon verfolgten sie die Geräusche, die Musik und das Gläserklingen aus der großelterlichen Schankwirtschaft, über der sie als Kind wohnte, bis in den Schlaf. Bis heute hilft sie in Kneipen und Bars gerne aus. Und das nicht nur wegen der Inspiration und der Geschichten, die man dabei erfährt. Nach ihrem Studium der Literatur- und Kunstwissenschaften, das sie auch ins nordenglische Manchester führte, arbeitet sie nun äußerst erfolgreich als freie Autorin.

Ihr Debüt erschien 1999 mit dem Roman »Der gläserne Traum«, zwei Jahre später folgte »Lüge mich«, und 2003 der Erzählband »Die Gärten bist du« – alle beim *Querverlag*; im gleichen Jahr dann »Mottenlicht«, ein weiterer Band mit Erzählungen – diesmal bei *Kiepenheuer & Witsch*. Schließlich im letzten Jahr ihr Roman »Hinter dem Schlaf«. Wie die Titel schon andeuten, haben die Texte ihre ganz eigene Faszination. Sie wirken wie fein gesponnene Kokons, in welche die Leser/innen langsam und mit psychologischer Raffinesse eingehüllt werden. Morbide Situationen und Handlungsweisen. Und stets fühlt man beim Lesen latent die Abgründe menschlichen Daseins. Daß sie ihrem Publikum eine Portion Aufmerksamkeit beim Lesen abverlangt, gehört dabei zum Spiel.

Derzeit arbeitet Antje Wagner an ihrem neuen Roman, der erneut Grenzüberschreitungen zum Thema hat: »Jemand wechselt da wundersamerweise ganz selbstverständlich sein Geschlecht, »verwandelt« sich also buchstäblich – worauf die Umwelt aber mit unverhohlener Wut reagiert, bis die Gewalt schließlich eskaliert ...« Das von ihr selbst eingesprochene Hörbuch zu »Mottenlicht« ist gerade bei *Guanako Audio* erschienen. Neben dem »Amt« gibt es also jede Menge zu tun für die Potsdamerin.

Wer jedoch »Mein Lieber« ist, mit dem sie ihre besagten Zeitungsbriefe stets eröffnet, bleibt ihr Geheimnis – wohl gerade, weil es so viele Leute wissen wollen. Und das ist gut so! *Daniel Tanner*

► Antje Wagners Prosatext »Mit Nelken« gibt's auf Seite 37 dieser Ausgabe

Mahesh Yogi's Flying Circus

In Erfurt soll einer von weltweit fünftausend »Friedenspalästen« entstehen, in denen man Fliegen lernen kann. Sebastian Tippelt ging der Sache auf den Grund.

Die Welt ist schlecht. Und daß wir das auch ja nicht vergessen.

In einer Zeit, in der es nahezu wunder nimmt, wenn einem jemand über den Weg läuft, der zuversichtlich und mit einem Lächeln oder wenigstens gleichmütig in die Zukunft blickt, in der nicht wenige sich das Hirn darüber zermartern, wer denn eigentlich die Fäden zieht und schuld sei an allem Übel in der Welt, einschließlich Vogelgrippe, Arbeitslosigkeit und Fremdenhaß, und was man dagegen tun könne, in dieser schweren Zeit, kommt die vermeintliche Lösung aller Probleme der Welt im wahrsten Sinne des Wortes herbeigeflogen. Recht unvermittelt, getragen von einer leichten, warmen Brise der Spiritualität. Denn während die einen meinen, das größte erreichbare Glück liege im Rückzug, andere ihr Heil in der Besinnung auf das ICH suchen und wieder andere ihre Hoffnung in die nächste

oder übernächste Revolution setzen, da weiß Maharishi Mahesh Yogi: Der Frieden kommt mit dem Fliegen! Mit Yogischem Fliegen.

Das Yogische Fliegen ist eine Meditationstechnik, die, glaubt man dem Meister, in der Lage ist, alle Menschen auf der Welt glücklich zu machen. Sie lasse sich von jedem erlernen und soll die Verhältnisse auf der Welt grundlegend verändern. Dazu gebe man sich in den Lotussitz und versuche, den Geist durch Transzendente Meditation (TM) vom Denken zum Reinen Bewußtsein hin zu transformieren. Die Besten ihrer Zunft sollen es so schaffen, sich aus dem Yogasitz in die Luft zu erheben.

Aussagekräftiges Bildmaterial gibt es jedoch keines. Dafür wurde von Flugzeugen berichtet, es handle sich lediglich um Hüpfen auf der Matte. Man verspricht, daß insbesondere das Yogische Fliegen in großen Gruppen sich positiv

auf das kollektive Bewußtsein auswirke. Harmonie und Friedfertigkeit würden dadurch gefördert und so neben der Senkung der Kriminalitätsrate auch die der Arbeitslosenzahlen und der Anzahl der Verkehrsunfälle bewirkt. Persönliche, gesellschaftliche und ökonomische Faktoren spielen keine Rolle, denn alles unterliege den Naturgesetzen.

Um für alle friedliebenden Menschen Glück und Wohlstand erfahrbar zu machen und ihnen eine »globale Heimat zu schaffen«, wurde am 7. Oktober 2000 das Globale Land des Weltfriedens von Maharishi ausgerufen, dem, als Begründer der Transzendentalen Meditation, in den späten 1960er Jahren auch die Beatles folgten. Fünf Tage nach Gründung seines virtuellen Königreiches inthronisierte er dann dessen Regenten: His Majesty Raja Nader Raam.

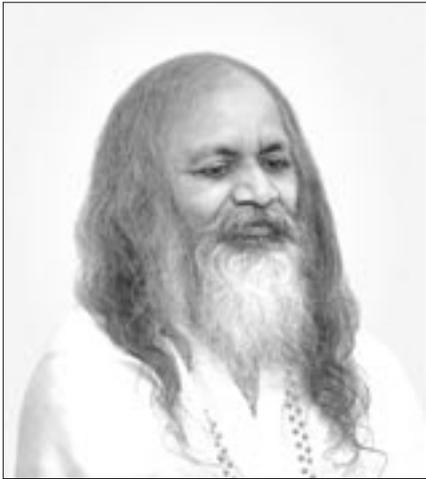
Dieser genießt in Maharishikreisen höchste Anerkennung, gilt er hier doch



www.globalesland.de

Welch ein Wunder: Yogis flogen offenbar auch schon in Potsdam 1994

als bedeutender Neurowissenschaftler. Raja Nader Raam, alias Dr. Tony Nader, habe enthüllt, daß die Verfassung des Universums, als Gesamtheit aller Naturgesetze, die Grundlage des menschlichen Körpers darstellt und darüber hinaus die ganze Welt steuert. Sie ist nicht von Menschen geschaffen, somit unfehlbar, und bildet deshalb die Existenz- und Handlungsgrundlage der königlichen



Der Frieden kommt mit dem Fliegen:
Maharishi Mahesh Yogi

Weltfriedens-Regierung. Nationale Gesetze haben für die Administration des Globalen Landes aus ebendiesem Grund scheinbar keine Gültigkeit. Sie seien von Wenigen erdacht, um die Masse zu regieren, um Zwietracht und Mißtrauen zu säen. Deshalb soll einzig durch Besinnung auf die Naturgesetze eine einheitliche Weltordnung ohne trennende nationale, kulturelle oder religiöse Unterschiede entstehen. Alle Menschen sollen in Frieden und Wohlstand leben können.

Um seine Idee, Glück und Frieden zu stiften, in die Welt zu tragen und Anhänger zu finden, sollen sogenannte Friedenspaläste in den 5000 größten Städten der Welt errichtet werden. So auch in Erfurt!

Deutschlandweit werden 300 derartige glücksbringende Häuser, die als materieller Ausdruck einer neuen Lebensqualität, Glück, Gesundheit, Wohlstand und Frieden gelten, gebaut, so der Plan.

Es sind große Zahlen, mit denen handiert wird. Das verdeutlicht sich insbesondere, wenn man die in Deutschland

bereits eröffneten Meditationszentren zusammenzählt.

Und dazu reicht eine Hand.

Sie wurden weder neu gebaut, noch entsprechen sie äußerlich dem Bild, das man gemeinhin von einem »Palast« hat. Der Plattenbau in Oebisfelde in der Magdeburger Börde wirkt sogar derart trostlos, daß es schon eines sehr stark gefestigten Glaubens oder einer gehörigen Portion Verzweiflung bedarf, wenn man hofft, sein Glück in dieser Einrichtung zu finden.

Auch in Erfurt soll das Maharishi-Zentrum an einem Ort mit Geschichte entstehen. Es ist geplant, in unmittelbarer Nähe zum Topf & Söhne-Gelände zu bauen. Wohl nicht zuletzt, um die negative Aura des Ortes auszugleichen. Denn obwohl sich die Friedenspaläste nicht in der Nähe von Hochspannungsleitungen und Lärmquellen befinden sollten, wurde eine Brache an der Weimarschen Straße direkt gegenüber den Gleisanlagen des Erfurter Hauptbahnhofs als Standort ausgewählt. Das Bauordnungsamt der Stadt segnete das Projekt bereits ab.

Die Angebotspalette der Erleuchtungszentren umfaßt unter anderem auch das »Brain Mapping«, mit dessen Hilfe der persönliche Erleuchtungsgrad gemessen wird.

Maharishis Weltfriedens-Stiftung finanziert sich über Kursgebühren und Spenden. Doch was mit den eingegangenen Geldern geschieht, das läßt sich, wenn überhaupt, nur sehr schwer verfolgen und der Erleuchter sieht sich diesbezüglich starken Vorwürfen ehemaliger Geldgeber ausgesetzt. Maharishi solle sich und seiner Familie von den Einnahmen ein schönes Leben machen und darüber hinaus überhaupt nicht daran denken, aus seinem Vermögen in die Stiftung zu investieren.

Es ist Großes, was sich die Regierung des Globalen Landes zum Ziel gesetzt hat, und bei einem derart immensen Bedarf an verheißungsvollen Glücksangeboten dürfte auch das Bauvorhaben der Maharishi-Bewegten in Erfurt auf nicht wenige offene Augen und Ohren stoßen. Zwar wirkt das Versprechen, mit Trans-

zendentaler Meditation Krieg, Kriminalität, ja sogar Naturkatastrophen zu verhindern und quasi das Schlechte mit einer Welle der Harmonie aus der Welt zu schwemmen, reichlich einfältig, doch David Lynch, bekannter amerikanischer Avantgarde-Filmmacher und visionärer TM-Anhänger, meint dazu: »Vor achtzig Jahren klang die Idee, das Atom zu spalten, auch noch absurd.« – Man darf also gespannt sein. Zum anderen macht das gesamte Weltfriedens-Netzwerk einen sehr komplexen und ebenso nebulösen Eindruck von zuweilen zweifelhafter und schwer zu prüfender Seriosität.

Die Angebotspalette der Erleuchtungszentren umfaßt unter anderem auch das »Brain Mapping«, mit dessen Hilfe der persönliche Erleuchtungsgrad gemessen wird.

Alles in allem bietet die Maharishi-Bewegung einen ausgefallenen Weg an, um dauerhaft Frieden, Gesundheit und Wohlstand auf Erden zu schaffen. Was sich nun dahinter verbirgt, das wird die Zukunft zeigen oder auch nicht. Vielleicht verläuft das Erfurter Bauprojekt am Sorbenweg ja ebenfalls im Sande, wie zuletzt in Weimar, wo letztendlich wohl die finanziellen Mittel gefehlt haben.

Aber wenn der Friedenspalast nach Erfurt kommt, dann können wir uns freuen. Vielleicht wird am Ende doch noch alles gut. Wenn erst der Kontrolleur in der Straßenbahn auf die verneinte Frage nach dem Fahrausweis reagiert mit den Worten: »Hier haben Sie einen!« und die Omi in der Kaufhalle zunächst höflich fragt, bevor sie vordrängelt und sich dann mit 'nem Fünfer bedankt, dann ist wirklich Friede auf Erden.

Quellen: www.globalesland.de, www.friedenspalast.de, *Thüringer Allgemeine vom 11. April 2006*

Angst ist der Anfang einer Niederlage

Erfurt – eine fremdenfreundliche Stadt trotz alltäglichem Rassismus?

Die WM hat begonnen und die Welt ist zu Gast bei Freunden. Die Würde des Menschen ist unantastbar, so ist es zumindest in unserem Grundgesetz verankert.

Doch wer in der letzten Zeit aktiv die Medienberichterstattung verfolgt hat, kam an den Schlagzeilen zu tätlichen Übergriffen auf Menschen, insbesondere auf diejenigen mit einer anderen Hautfarbe, nicht vorbei. Und dies, obwohl in den letzten Jahren bis heute viele Aktivitäten für Demokratie, Toleranz und gegen Rechtsextremismus auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene initiiert wurden. Richten wir unseren Blick auf Thüringen, wurde Erfurt sogar im Zuge der OB-Wahl zu einer fremdenfreundlichen Stadt erklärt. Der Stellvertretende Vorsitzende des Ausländerbeirates Erfurt, José Paca, spricht dagegen von einer »Kultur der Angst«, die sich insbesondere in der letzten Zeit (wieder) bei den hier lebenden Menschen mit Migrationshintergrund etabliert hat. Eine Angst, die durch verbale und tätliche Übergriffe an öffentlichen Plätzen von Erfurt geschürt wird.

»Kultur der Angst« in Erfurt

Ein paar Beispiele: Mitte Oktober 2005 wurde ein Kameruner in der Bergstraße/Straßenbahnhaltestelle brutal geschlagen. Im Dezember 2004 wurde eine deutsche Frau mit ihren dunkelhäutigen Kindern mit rassistischen Worten beleidigt und bedroht, um sie damit am Einzug in ihre neue Wohnung zu hindern. Im Januar 2006 wurde eine Schülerin aus Afrika in ihrer Schule so heftig angegriffen, daß sie im Krankenhaus medizinisch versorgt werden mußte. Ihr wurde gedroht, sie solle das Land verlassen »und in den afrikanischen Busch zurückkehren«. Ein Bedrohungsgefühl, das Menschen anderer Herkunft selbst bis in die eigenen vier Wände verfolgt:

So wurde ebenfalls im Januar, im Bereich Steinplatz, eine arabische Familie in ihrer Wohnung überfallen, rassistisch beleidigt (Aufforderung zum Verlassen des Landes) und brutal geschlagen.

Insgesamt listet bspw. das Mobile Beratungsteam für Demokratie – gegen Rechtsextremismus in Thüringen (MOBIT)* im Zeitraum von Juni 2005 bis Juni 2006 elf rassistisch motivierte Übergriffe auf seiner Internetseite auf. Das sind die Fälle, die bekannt wurden. José Paca spricht von einer hohen Dunkelziffer, nur ca. ein Viertel der Fälle werden zur Anzeige gebracht.

Gründe für das Schweigen

Die Gründe für das Schweigen vieler Opfer reichen nach seiner Angabe von der Angst vor den möglichen Folgen einer Anzeige (weitere Repressionen durch die TäterInnen), über das Mißtrauen in die Polizei, die teilweise spät auf Notrufe reagiert, bis hin zum Mißtrauen in die Rechtsprechung. Ein Mißtrauen, welches nicht gerade gemindert wird in Anbetracht des Umstandes, daß TäterInnen oftmals ein milderer Urteil aufgrund ihres alkoholisierten Zustandes zum Tatzeitpunkt erhalten. Angst und Unsicherheit werden ebenfalls geschürt, wenn »unbeteiligte« Bürger und Bürgerinnen bei rassistischen Anfeindungen – egal ob verbaler oder physischer Art – die Hände in den Schoß legen, wenn Kinder in der Schule nicht auf die Hilfe ihrer LehrerInnen bei Anfeindungen und Übergriffen hoffen können und in der Straßenbahn bei der Bezeichnung von Menschen mit dunkler Hautfarbe als »Nigger« gelacht statt gehandelt wird.

Beängstigende Zahlen für Thüringen

Alltagsrassismus in Thüringen, ein nicht unbekanntes Phänomen. Der Thüringen Monitor**, eine alljährlich telefonisch durchgeführte, repräsentative Studie

in Thüringen, fragt nach politischen Einstellungen der Bürgerinnen und Bürger des Freistaates. In diesem Rahmen stimmten 2005 z.B. 60 Prozent der ThüringerInnen der Aussage zu, daß die Bundesrepublik durch die vielen AusländerInnen in einem gefährlichen Maße »überfremdet« sei. Und fast jede dritte Person ist der Ansicht, daß es »wertvolles und unwertes Leben« gäbe. Ein gesellschaftliches Klima, in dem die oben beschriebenen Übergriffe die »Spitzen« sind. Wenige ErfurterInnen erfahren hiervon und ein öffentliches Interesse für diese Themen läßt sich außer bei einschlägigen Initiativen, Vereinen und Menschengruppen ebenfalls vermissen. Also begleitet die Angst weiterhin Menschen mit Migrationshintergrund in ihren Lebenslagen und Lebensräumen.

José Paca jedoch läßt sich davon nicht unterkriegen und sagt: »Die Angst ist der Anfang einer Niederlage.« So kämpft er um eine Menschenwürde, die nicht nach Hautfarbe und Herkunft beurteilt wird. Er kämpft für ein Leben in Freundschaft und Menschlichkeit. Er hofft, daß es seine Kinder einmal leichter haben werden als er und daß das Leben hier in der Bundesrepublik nicht mehr von einem Angstgefühl überschattet wird. Und er setzt sich dafür ein, daß ein fremdenfreundliches Erfurt zur Realität wird. Unterstützen wir ihn dabei!

Annemarie Frey

* Auf www.mobit.org kann die Chronik zu rechtsextremen Aktivitäten in Thüringen eingesehen werden.

** Eine Studie des Instituts für Politikwissenschaft, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Unter www.thueringen.de/de/politisch/tm/ kann der »Thüringen Monitor« heruntergeladen werden.

Eobanus Hessus Schreib wettbewerb 2006

Am Wettbewerb können Bewerberinnen und Bewerber aus ganz Thüringen teilnehmen, die zwischen 15 und 35 Jahre alt sind und sich mit literarischen Projekten beschäftigen.

Es können Texte aller literarischen Genres eingesandt werden. Jede Einsendung kann nur ein Genre umfassen. Der Umfang für Prosatexte soll fünf Seiten (45 Zeilen à 75 Zeichen) bzw. für Lyrik drei Gedichte nicht überschreiten. Die Texte sollten in 6-facher Ausführung (ehemalige Namenskennezeichnung) eingesandt werden. Den Einsendungen bitte eine kurze Darstellung der Lebensdaten anfügen, aus der das Alter und die bisherigen literarischen Aktivitäten ersichtlich werden.

Einsendeschluss ist der 4.9.2006.

Die eingegangenen Texte werden von einer Jury durchgesehen und bewertet. Neben dem 1.-3. Preis (à 250,-/200,-/150,- EUR) wird aus den sechs nachplatzierten Texten am Abend der Preisverleihung vom Publikum der 4. Preis (150,- EUR) gewählt. Außerdem werden von der Jury sechs Förderpreise (Teilnahme an Autorenwerkstätten) für Schülerinnen und Schüler der Thüringer Regelschulen und Gymnasien der Klassenstufen 9 bis 12 vergeben. Die Preisverleihung findet am 2. November 2006 in der Erfurter Engelsburg statt.

Einsendungen bitte an:
Studentenzentrum Engelsburg
Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb
Allerheiligenstraße 20/21
99084 Erfurt

oder: hessus@eburg.de

Infos unter: www.hessus.eburg.de

Veranstalter: Studentenzentrum Engelsburg, Thüringer Kultusministerium, Kulturdirektion Erfurt, Universität Erfurt, Universitätsgesellschaft Erfurt

Unterstützt durch: Schreibschule Erfurt sowie NEFT für Literatur Stadt und Alltag

Schichtwechsel im togo

Das Wesen von Leben und Arbeit ist zur Zeit einer starken Veränderung unterzogen. Über Jahrhunderte war die Arbeit reine Erwerbsarbeit und damit vom eigenen »Leben« entkoppelt. Der alltägliche Feierabend manifestierte sich als Beginn der Freizeit, respektive des selbstbestimmten Lebens.

Gleichzeitig verändert sich die Definition und Wahrnehmung von privatem und öffentlichem Raum. Privater Raum wird chronisch medial öffentlich gemacht. Wir werden die Voyeure der Anderen. Im Gegenzug wird öffentlicher Raum latent privat. Wir bewegen uns als Konsumenten oft in vermeintlich öffentlichen Räumen, in denen aber, durch Wachdienste geschützt, privates Recht gilt.

Die Kunstaktion »Schichtwechsel – ein Atelier zum wohnen, arbeiten und präsentieren« setzt genau hier an. Sie möchte beide Themen bearbeiten und künstlerisch erforschen.

Im Rahmen des Projektes, das im Zeitraum von Juli bis Oktober 2006 läuft, laden die Architekten von *infern** und *café togo* nacheinander drei Künstler ein, eine Ladenfläche in der Neuwerkstraße 29 (Weinreiter) für jeweils vier Wochen als Atelier und Wohnraum zu nutzen. Die Künstler werden, unterstützt durch die Kulturstiftung Thüringen, ihren Ar-



beits- und Lebensmittelpunkt temporär nach Erfurt legen.

Erster Gast beim »Schichtwechsel« ist das russische *Theatr Studio MANEKEN* aus Tscheljabinsk. Am 12. und 13. Juli kann man es mit dem Stück »NU« ab 21 Uhr im *café togo* erleben. »NU«, das ist Körpertheater in guter, tragischer russischer Tradition über ungezählte Eitelkeiten als Quell für Mißtrauen, Erheiterung und Empathie ... Am 20. Juli gibt es dann die Abschlußveranstaltung der ersten »Schicht«: *MANEKEN* zeigen ihre in Erfurt entwickelte Performance.

► Kontakt: *infern*/café togo* – Architektur & Handlung, Neuwerkstraße 29, Erfurt, Tel. (0361) 6 66 31 95, E-Mail: info@infern.de

Stelzenfestspiele

Wenn es in diesen heißen Tagen nicht in der Stadt hält, für den haben wir einen ganz besonderen Tip: die »Stelzenfestspiele«, die in diesem Jahr bereits zum 14. Mal in dem kleinen Dorf Stelzen bei Plauen vom 7. bis 9. Juli stattfinden.

Hier gibt es wirklich was zu erleben: zum Beispiel am Freitag die »Landmaschinensinfonie St 210/B1« mit den Landmaschinensinfonikern und Klangspezialisten aus Stelzen. Dazu Performances, Ausstellungen und Sport. Hier u.a. »Genua 831 km – Strandwegweiser

für Unerschrockene« oder »Die Sprache der Fische – Was sie zu sagen haben«. Absoluter Höhepunkt jedoch wird wohl »Sprengmeisters Nachtgesang« um 0 Uhr werden.

An den folgenden zwei Tagen gibt's Theater, Musik, Schlager (mit dem Strandorchester »Cassa Blanca«) und anderes. Am Sonntag ab 14:30 freuen wir uns auf das Spiel »Traktor Stelzen« gegen »Gewandhausorchester 1781«. Großartig!

► Infos unter: www.stelzenfestspiele.de oder Tel.: 03 66 46 / 2 81 87

Synergura, die Siebte

Erfurt ist eine Puppenspielhochburg! Wer als Erwachsener noch nie ein Puppen- oder Figurentheater besucht hat, dem sei an dieser Stelle nicht nur ein Besuch im Theater Waidspeicher oder bei einer der vielen freien Puppenspielgruppen dieser Stadt empfohlen, sondern auch – und ganz besonders – beim internationalen Puppentheaterfestival Synergura.

Vom 12. bis 16. Juli 2006 werden zum mittlerweile siebten Mal seit 1992 das Land Thüringen, die Stadt Erfurt und das Theater Waidspeicher Gastgeber für die Synergura sein. Die Synergura 2006 wird in konzentrierter Form eine Auswahl von Inszenierungen des Puppen- bzw. Figurentheaters aus dem In- und Ausland präsentieren, die in besonderer Weise die Mittel und Möglichkeiten des Genres nutzen und die in ihrer Art außergewöhnlich sind. Zu erleben sein werden u.a. der bekannte australische Puppenspieler Neville Tranter mit seiner neuen Inszenierung »Vampyr«, das Teatro Gioco Vita aus Italien mit einer

furiosen Fassung von Strawinskys »Der Feuervogel« als Schatten- und Tanztheater, die französische Compagnie Garin Trousseau mit »Trilogie« und aus Nürnberg Tristans Compagnons mit »Macbeth für Anfänger«.

Die renommierten Puppentheater aus Dresden und Halle sind mit zwei bzw. drei neuen Arbeiten vertreten und das ausrichtende Erfurter Theater Waidspeicher zeigt u.a. mit »Im Traumspalier« und »Kaspers kurze Reise durch den Winter« zwei Uraufführungen.

Gespielt wird im Theater Waidspeicher, im Theater Erfurt, in der Peterskirche sowie in der »Schotte«, wo ausschließlich studentische Arbeiten zu sehen sind. Das breitgefächerte Rahmenprogramm reicht von Straßentheateraktionen mit Mittelaltermusik über die beliebte Kritikerrunde bis hin zum Abschlußfest mit Amoros et Augustin aus Frankreich auf dem Erfurter Domplatz am späten Abend des 16. Juli.

► Infos und Spielplan: www.waidspeicher.de

Schönes Sommertheater

Wie in jedem Jahr, so finden auch in diesem Sommer eine Menge wunderbarer Theaterstücke in Erfurts prächtiger Altstadt statt. Hier eine kleine Auswahl:

Freuen dürfen wir uns auf drei Produktionen des Erfurter Figurentheaters und der Theaterfirma bzw. von Annette Seibt. In »Ärger auf Walhall« stürzen sich Frau Schauer und Herr Svensson erneut in die Papierschlacht und berichten auf ihre liebenswert trottelige Art über die germanischen Götter. Termine im Hof der Musikschule (Turniergasse): Mi. 02.08., Do. 03.08., Sa.-Mo. 05.-07.08., Mi.-So. 09.-13.08.; Beginn jeweils 20:30 Uhr.

In dem heiteren Theaterrundgang »Heilige Anna, Hilf!« führt die heilige Anna höchstpersönlich auf Luthers Spuren durch das Erfurter Augustinerkloster. Termine: 06./07.07. und 13./14.07. sowie am Sa. 12.08.; Beginn jeweils

20:30 Uhr im Augustinerkloster.

In »Mein lieber Herr Katharina« läßt Anette Seibt in Geschichten und Anekdoten zu unterhaltsamen Einblicken in das turbulente Eheleben der Luthers ein. Die eindrucksvolle Kulisse des Klosters und Livemusik versprechen einen reizvollen Abend. Termine: Do.-Sa. 03.-05.08., Do.-Fr. 10./11.08., Do.-Sa. 17.-19.08., Mi.-So. 23.-27.08.; Beginn jeweils 20:30 Uhr im Augustinerkloster.

Und nicht zu vergessen: das schon fast traditionelle Sommertheater in der Erfurter Barfußerruine mit dem Neuen Schauspiel Erfurt vom 7. Juli bis 5. August 2006. Diesmal mit Shakespeares Komödie »Ein Sommernachtstraum«. Infos und genaue Termine unter: www.neues-schauspiel-erfurt.de.

► Karten für alle Stücke gibt es in der Erfurter Tourist-Information.

Eure Veranstaltungen

für Oktober, November, Dezember
bitte bis 1. September 2006 an:
heft@kulturrausch.net

Anzeige gefällig?

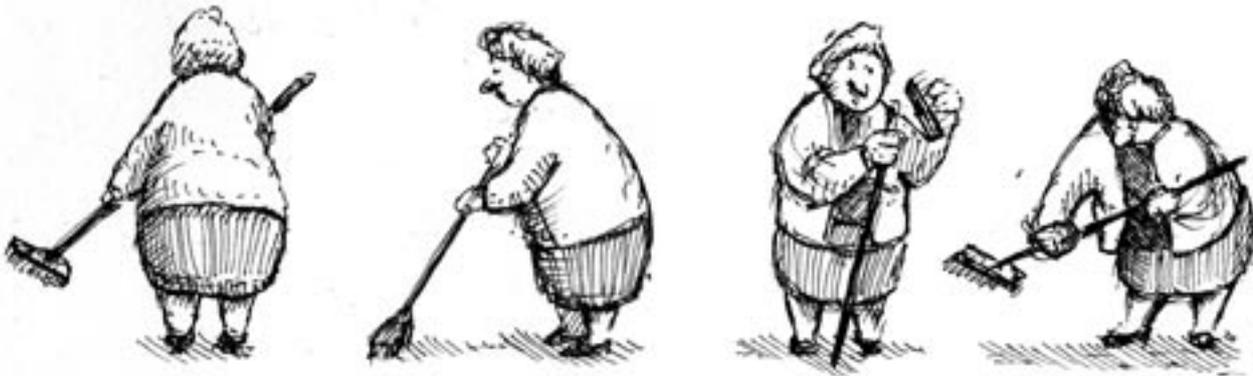
Dann aktuelle Anzeigenpreise
anfragen unter:
heft@kulturrausch.net
Tel. 0361 - 2 11 59 66

hEft SUCHT DEN
LÄNGSTEN
FAHRRADWEG ERFURTS!

Infos auf Seite 7

die oma

von sandra uhlitzsch



MICH HAUT KEIN RUM WIRKLICH UM

NACH SIEBEN GIN BIN ICH AUCH NOCH NICHT HIN

CHAMPAGNER MIT WODKA DAZU

DAS HAUT MICH NICHT UM

SO WIE DU

BEI KOKAIN SAG ICH NEIN

Text: C. Porter/ Mleinek

BORN TO BE UNKONVENTIONELL

Von Ralf Rudolfy

Was an der warmen Jahreszeit nervt? Eigentlich sollte doch alles in bester Ordnung sein, locken doch die ersten warmen Tage, sich erst mal gemütlich irgendwo in der Sonne, im Liege- oder auf einem Biergartenstuhl rumzufläzen. Doch das meiste Unglück in der Welt rührt immer noch daher, daß der Mensch nicht fähig ist, sich einfach mal ruhig auf seinen Hintern zu setzen, komischerweise nicht mal in seiner Freizeit; leider erwacht gerade dann des Mitmenschen Lust, die Welt mit sinnlosem Rumrammentern zu beglücken. Lärm und Krach will er machen, am besten jede Menge, denn erst dann ist er glücklich und zufrieden, wenn dadurch niemandem seine Existenz verborgen bleibt. Es gibt mannigfaltige Wege, das zu tun. Die wenigsten erfordern dafür etwas Substantielles, weder Geist noch Kreativität noch Geschmack sind hier vonnöten, häufig reicht es sogar schon, sich mit einer Trommel in den Park zu setzen. Für andere genügt etwas überschüssige Kaufkraft, respektive die Bereitschaft, sich über Jahre hinaus zu verschulden. Wer sich zudem »junggeblieben« wähnt und außerdem einen gewaltsamen Tod im Straßenbegleitgrün nicht fürchtet, kauft sich ein Motorrad und ist fortan »Biker«.

So mancher Langweiler, der als Computerknecht oder auf irgendeinem anderen langweiligen Posten in irgendeiner langweiligen Firma sein Langweilerleben fristet, meint, auf der Kawasaki der senilen Ödnis seines Daseins entfliehen

zu können. Wuuuuuuuuu! Da wird der Motor aufgedreht! Mit maximaler Drehzahl durchs Dorf, mit Höchstgeschwindigkeit durch die Kurven, möglichst knapp vor dem Gegenverkehr überholen – so ein Spaß! Und so individuell! Das ist gelebter Nonkonformismus! Und gar nicht so spießig wie all die anderen – oder wie früher.

Früher also, als die Autos noch nicht »Meriva« oder »Avensis« hießen, gab es ja den Opel Kadett. Der wurde von Vatern schon am Sonnabend poliert, sonn-

Der Biker-Treff ist das soziale Zentrum des Bikers, hier kann er breitbeinig um die geparkten Maschinen staksen.

tags ging's dann im Sonntagsanzug mit ihm auf einen der gefürchteten Familienausflüge, Ziel war meistens ein Ausflugslokal in der näheren Umgebung. Das war ohne Frage spießig, wollte aber auch gar nichts anderes sein und ist deswegen schon fast wieder sympathisch. Heute ist das ganz anders – heute stopfen sich der Freizeiteasyrider und seine Sozia in ihre bunten, ledernen Astronautenanzüge, dann noch den Integralhelm über die Omme gestülpt und ab geht die Post! Ziel sind meist landschaftlich attraktive und vor allem kurvenreiche Straßen – letzteres, um dem Sensenmann ein faires Angebot zu machen. Gerne wird auch heute der Stop an einem Ausflugslokal eingeplant, das jedoch inzwischen Biker-Treff heißt.

Der Biker-Treff ist das soziale Zen-



Steffi Winkler - www.winklerin.de

trum des Bikers, hier kann er dem seinem Wesen gemäßen sozialen Leben frönen: breitbeinig um die geparkten Maschinen staksen und andere Biker in gelegentliche Fachsimpeleien verwickeln. Oder auch sich mit den Begleitern über die Eindrücke des bisherigen Fahrtverlaufs austauschen, denn Begleitung hat der Biker gerne, er fährt bevorzugt im Rudel, ist aber froh, daß sich, durch die Weise seiner Fortbewegung bedingt, die Gelegenheit zur Konversation auf die Pausen beschränkt. Für Pärchen insbesondere, die sich nichts von Belang mehr zu sagen haben, ist dies so eine ideale und zu recht beliebte Art, die Freizeit miteinander zu verbringen und gleichzeitig das Einander-auf-die-Nerven-Gehen im Grünen Bereich zu halten. Man kann sich als Fahrer ganz auf den geliebten Asphalt und das optimale Ausreizen des Geräuschpotentials des Kawasakimotors konzentrieren – denn Gespräche durch den Integralhelm gestalten sich schwierig, und auch der Körperkontakt wird dank Lederkombi auf ein unkritisches Maß reduziert.

Hat der Biker dann ein paar Stunden in der ihm eigenen bizarren Körperhaltung auf seinem Bock gehockt und genügend Autofahrer in die nervliche Zerrüttung getrieben, dann braust der Biker nebst Sozia wieder heim ins Reihenhäuser. Und zum Abschluß des Tages hört er dann noch einmal die Hymne aller Möchtegernrocker: »Boan tu bie waaaa-aaaa-aid!« Ja, das ist er, wild, genau! Und unkonventionell! Ach, das war doch wieder ein schöner Sonntag!

Wenn ich aufgeregt bin, schlafe ich schlecht. Wie in der Nacht, bevor ich mein erstes Heavy-Metal-Open-Air besuchen sollte, oder die Nacht, bevor mein bester Kumpel seine erste Großparty geschmissen hat und ich unbedingt eins von den Mädels abschleppen wollte, oder wie die Nacht vor dem großen Schicksalsspiel 2001 in München, das der RWE gegen die Bayern-Amateure vergeigte. Heute ist wieder eine dieser Nächte, bevor es um alles geht.

Um drei Uhr morgens schaue ich noch immer auf die aktuelle Tabelle der Regionalliga Nord, bis ich dann doch einschlafe. Gegen 8:00 Uhr wache ich auf und denke, was für ein beschissener Traum: Auf der Fahrt zum Auswärtsspiel gegen ZFC Meuselwitz platzt mein Fahrradreifen und ich denke noch, was für eine Furzidee überhaupt, mit dem Fahrrad dahin zu fahren. Fußball, RWE, das heißt doch Stimmung und Bier. Was hat ein Fahrrad da zu suchen, und wieso Meuselwitz?

Während ich meine Morgentoilette verrichte, gehe ich alle Varianten der beiden letzten ausstehenden Spieltage durch. Wenn wir heute gegen Wattenscheid verlieren, aber Preußen Münster auch, dann ... Am Ende ist der ganze Badezimmer mit Zahnpastazahlen vollgekratzelt. Was auch immer ich rechne, verliert der RWE heute in Wattenscheid, spielen wir Oberliga. Da platzt einem doch der Arsch. Eigentlich wollte ich ja heute auswärts fahren, aber irgendwie habe ich mich nicht richtig angestrengt (wie der RWE), und mich nur für 14:00 Uhr mit Franky im Pub verabredet. Vielleicht ist es aber auch die Angst vor einer Niederlage, die mich genötigt hat, daheim zu bleiben.

Im Plattenregal suche ich nach beruhigender Musik. Da das nicht hilft, versuche ich es mit ein bisschen Aufräumen, um die Aufregung zu lindern. Scheinbar will heute nichts helfen, also gehe ich in die Stadt. Ich muß noch was für Sonntag einkaufen, rede ich mir ein. Noch ganze zwei Stunden bis zum Anpfiff. Das Telefon klingelt, Franky ist dran – ob es bei 14:00 Uhr bleibt und er würde sich jetzt losmachen, sagt er.

Schlechte Träume, Franky und jede Menge Whisky

Von Stefan Werner



Frank Diehn - www.frankon.de

Franky ist schon vor mir da und seine Aufregung drückt bereits durch die Fensterscheiben. Im Pub ist es noch menschenleer. »Na endlich«, ruft mir Franky entgegen. Doreen, die Bardame, sitzt am Tresen und lächelt. Franky fummelt bereits wieder am Fernseher herum.

»Mach mir doch gleich mal ein Pils«, sage ich. Ich sehe ihren Blick und schiebe noch schnell das »Bitte« hinterher. »Schon besser«, sagt sie und geht hinter die Bar. »Und, hast Du's?«, frag ich Franky. »Ja, ja, gleich«, sagt er und dann ist es soweit, der MDR-Live-Ticker auf Videotextseite 232 läuft. Beide schauen wir stoisch auf den Bildschirm. Es tut sich nichts. Franky ruft einen der Kumpels, die es nach Wattenscheid geschafft haben, an. »Wie läuft's?« fragt er. »1000 Rot-Weiße sind hier«, heißt es am anderen Ende, der Rest der Antwort geht im Fangegröle unter. 14:15 Uhr ist Anpfiff. 14:26 Uhr: Erfurt schlägt zu. »Tooor, Toooooor, Toooooor!« rufen Franky und ich. »Zwei Whisky und noch 'ne runde Pils, bitte!« rufe ich in Richtung Tresen. 14:36 Uhr: 2:0 für Rot-Weiße. »Jaaa, Tooor, das ist es!« schreie ich. »Zwei Whisky?« fragt Doreen. »Na klar, auf jeden«, antworte ich. Franky drückt schon etwas ruhiger auf seinem Handy

rum. Jetzt wissen auch die in Wattenscheid, daß Preußen Münster nicht aus der Hefe kommt – gut für uns. 14:53 Uhr: Erfurt macht das 3:0. Und Doreen, Doreen macht uns die nächste Runde. Was soll jetzt noch kommen, denke ich. 15:18 Uhr: 4:0 Erfurt. Doreen fragt bereits nicht mehr, sondern stellt den Whisky gleich hin. 15:40 Uhr: 5:0. Ich beginne langsam, das Spiel gegen den Alkohol zu verlieren. Fünf Minuten später gibt es noch den Ehrentreffer für Wattenscheid und auch der wird begossen. Franky tippt völlig relaxt auf seinem Handy rum. »Wir sind durch!« schreit er durchs Telefon und traut seiner eigenen Stimme nicht.

Mittlerweile hat sich der Pub gefüllt. Man will Sport im Osten sehen. Für mich und Franky heißt das sechs Whisky im Schnelldurchlauf. Das Worst-Case-Szenario für den RWE ist ausgeblieben. Bei mir und Franky bin ich da nicht mehr so sicher. Auf dem Heimweg denke ich nur noch an die Abschlusstabelle nächste Woche. Erfurt spielt weiter in der Regionalliga, alles andere jenseits des Steigerwaldes ist egal. Die Tür fällt entspannt ins Schloß und ich aufs Sofa.

Familienoffensiv in den Konsum

Das Magazin *Kids und Co* verbindet Politik und Produktwerbung für Kinder und Eltern vorbildlich und erklärt uns noch dazu, wie eine Partei funktioniert.

Seit geraumer Zeit liegt die dritte Ausgabe des »regionalen Familienmagazins« *Kids und Co* für Erfurt und Weimar an fast jeder Ladentheke zum kostenlosen Mitnehmen bereit. Mit einer Auflage von 15.000 Exemplaren und weiteren Regionalausgaben in Chemnitz, Leipzig und Jena ist das Magazin ein durchaus wichtiger Bezugspunkt für (junge) Mütter und Väter – jenseits der großen, überregionalen Kinder- und Familienmagazine.

Denn im Gegensatz zu letzteren widmet sich *Kids und Co* nicht nur der Beratung und den neuen Produkten rund ums Thema Kinder, sondern auch der Politik: Zunächst scheint es, als sei das von der Erfurter »Kids und Co GbR« herausgegebene Heft von der Thüringer Landesregierung komplett gesponsert, fordert uns doch Familienminister Zeh gleich auf Seite zwei auf: »Thüringer Erziehungsgeld – Jetzt Anträge stellen!« In einem ausführlichen Interview ein paar Seiten später erklärt er uns, wie wunderbar die Familienoffensive doch sei und wie gut sie den »Wettbewerb zwischen den Kindertageseinrichtungen« fördere. Im Foto dazu sieht man ihn grinsend im feinen Zwirn in einem Sandkasten hocken, während die Kinder traurig und gelangweilt dreinschauen. Ob sie vielleicht in einen Kindergarten gehen, der bald nicht mehr konkurrenzfähig ist? Oder wollen sie doch lieber zu Mama an Heim und Herd?

Zwei Seiten danach darf sich die Bundesfamilienministerin und Über-Mutter der Nation Ursula von der Leyen im nichtssagenden Politsprech über die Wunderwaffen Elterngeld und Mehrgenerationenhäuser auslassen – interviewt übrigens von der Erfurter Bundestagsabgeordneten Antje Tillmann. Und so soll es auch in den nächsten Ausga-

ben weitergehen. Im Editorial erfahren wir, daß *Kids und Co* nun den »direkten Draht zur Bundesregierung« habe und zukünftig »Interessantes und Brisantes ... direkt bei den Verantwortungsträgern unserer schönen Republik« hinterfragen werde.

Das zweite große Thema des Magazins scheint dem Konsum der Kleinen und ihrer Eltern gewidmet zu sein. Blättert man in *Kids und Co*, ist man zunächst irritiert. Eine wirkliche Trennung von redaktionellem Teil und Werbeteil ist kaum auszumachen. Da haben die Stadtwerke Erfurt eine eigene zweiseitige Rubrik, diverse Zoos, Reiseveranstalter, Erlebnisbäder und -parks werben mit stattlichen Texten für ihre Produkte. Die gesamte Magazinlänge zieht sich eine permanente Werbeanzeige am oberen Seitenrand entlang.

Manchmal ergänzen sich redaktioneller Teil und Werbung geradezu kongenial. In der Rubrik »Leckermäulchen« gibt es Rezepte für Haferflocken, Kekse und Eis; darunter ist eine Anzeige der Fast-Food-Kette McDonald's mit Coupons für kostenloses Essen gesetzt. Einige Seiten davor gibt es einen kritischen Artikel zur schlechten und zu fetten Ernährung in den Industrieländern. Um solche

redaktionellen Fauxpas zu vermeiden, hätte man sich das Magazin vielleicht doch von der offiziellen Politik komplett fördern lassen sollen – oder gleich von McDonald's.

Aber es gibt auch interessante Beiträge: so zum Thema Rechenschwäche oder Hodenhochstand. Im Interview mit Clueso erfahren wir, wo er seine Brötchen kauft und wie der perfekte Tag für

ihn aussieht. Sehr nützlich und umfassend ist der hintere Teil des Magazins mit wichtigen regionalen Adressen und Veranstaltungen für Kinder und Eltern.

Und schließlich wird unter der kleinen Rubrik »Politik für Kinder« erklärt, wie Parteien funktionieren: »Eine Partei ist so ähnlich wie ein Fußballverein aufgebaut, mit einem Anführer an der

Spitze und verschiedenen Helfern um ihn herum.« Schön, daß auch diese Wahrheit endlich einmal ausgesprochen worden ist. In der nächsten Ausgabe heißt es: »D wie Demokratie«. Man darf gespannt sein, wie uns *Kids und Co* danach erklären werden, was eine demokratische Partei ist.

Daniel Tanner



Sauber, sicher erfolgreich

Während die Fußballweltmeisterschaft allerorten und von jedem gefeiert wird, ist es *heft* gelungen von einem fußballverrückten Zeitreisenden exklusiv einen Ausblick auf die kommenden WM's zu erlangen. Es stehen harte Zeiten bevor.

Herbst 2006: Unglaubliche Vorgänge und verwirrender Ablauf des Endspiels: Erst kurz vor Beginn des Spiels konnte ein Attentatsversuch terroristischer Terroristen aufgedeckt werden. 15000 der bereits zugelassenen Besucher hatten geplant, mit Hilfe von Uhren mit Leuchtzifferblatt – die bekanntlich geringe Mengen radioaktiven Materials enthalten – das Berliner Olympiastadion zu kontaminieren. Dazu sollten alle Uhren, auf ein bestimmtes Signal hin, gleichzeitig auf das Spielfeld geworfen werden, um so eine genügend große Masse zu sammeln. Daraufhin wurden sämtliche Uhren (von Zuschauern und Beteiligten) konfisziert. Damit erklärt sich auch der merkwürdige Spielverlauf. So dauerte die erste Halbzeit 60 Minuten, und in der zweiten kam es zu drei Fouls und zwei Abseitstoren, die nicht gepfiffen wurden, weil der Schiedsrichter zuerst gar nicht, und dann nur noch auf die Stadionuhr (die einzig zugelassene) geblickt hatte. Wichtig sei jedoch, wie Bundesinnenminister Schäuble betonte, daß die terroristische Gefahr abgewendet werden konnte.

Sommer 2007: Die FIFA will bei künftigen Weltmeisterschaften ihre Einnahmen dramatisch erhöhen. Es sollen in Zukunft nicht mehr nur die Stadionbesucher bezahlen, sondern alle, auch diejenigen, welche die Spiele bspw. im Fernsehen verfolgen. Dafür führt die FIFA bereits Verhandlungen mit der GEZ, da diese große Erfahrung beim pauschalisierten Einzug von Geldern, unabhängig vom Nutzerprofil, habe.

Sommer 2008: Die Vorbereitung der nächsten WM gerät mehr und mehr zum Fiasko. Eine Kontrollreise des Vorbereitungskomitees nach Südafrika endete

im Eklat. Abgesehen von den Äußerungen eines uninformierten Komiteemitglieds: »Da laufen ja lauter Neger rum!« wurde die mangelnde Sicherheitslage scharf gerügt. Das gesamte Gepäck der angereisten Kontrolleure verschwand noch auf dem Flughafen Kapstadt, worauf die Gruppe sofort wieder abreiste, ohne mit den südafrikanischen Fußballfunktionären auch nur ein Wort gewechselt zu haben. Aus Kreisen der FIFA-Führung verlautete: »Wir müssen noch mal neu nachdenken und außerdem haben die auch kein Geld.« Es scheint, als wäre die WM gefährdet.

Herbst 2009: Nach Neuwahlen verkündet Guido Westerwelle, Mitglied der christlich-liberalen Koalition, deren Programm: »Der bürokratische Sumpf muß ausgetrocknet werden. Unser aller Heil liegt in der freiheitlichen Initiative der Einzelnen.« Die Deutsche Bank wird daraufhin Hauptsponsor der Bundesregierung. Die BRD wird von der Deutschen Bank mit großem Erfolg an der Börse plaziert, was mit einem Schlag alle Schuldenprobleme löst. Bei einer Pressekonferenz der FIFA platzte die Bombe.

DFB-Präsident Beckenbauer und FIFA-Chef Blatter verkündeten, daß »im Interesse des Weltfußballs« die WM 2010 schon wieder in Deutschland stattfinden werde. Auch das Prozedere wird geändert. Aus Sicherheitsgründen finden *alle* Spiele in der Allianz-Arena in München statt. Das Areal und die umliegenden 20 km² werden von der FIFA dauerhaft übernommen und zu einer Hochsicherheitszone umgebaut. Mannschaften, Funktionäre und Fernsehleute werden alle dort untergebracht. Die Fans spielen in der Planung keine Rolle: »Viel zu unsicher und zu teuer.« Allerdings wird aus atmosphärischen Grün-

den eine Pseudo-Fankulisse auf die leeren Ränge projiziert.

2010: Die WM ist ein voller Erfolg. Zwar wird von der überwollenden Presse das so genannte Poolsystem (in Anlehnung an die Pressepolitik der Amerikaner im ersten Irakkrieg) bemäkelt; aber Beckenbauer kontert: »Keine Firma verschleudert ihr Kapital und die FIFA auch nicht.« Eine selbstorganisierte Berichterstattung wird von keinem mehr gewagt, nachdem ein Paparazzo beim illegalen Überschreiten des äußeren Sperrzaunes von der WM-Security (Firma: Executive Outcomes) erschossen wurde. Allerdings kommt es auch zu Manipulationen: So wird erst später bekannt, daß beispielsweise in Rußland findige Hacker den digitalen Datenstrom so modifizierten, daß die Zuschauer die eigene Mannschaft immer siegen sahen. Was später auf internationalem Parkett für einige Verstimmungen sorgte.

2014: Die WM 2014 ist die erste WM neuen Typs. Mit einem spektakulären Deal setzt sich der amerikanische Konzern EA Games gegen seine Konkurrenten durch und wird von der FIFA beauftragt, ein neues Computerfußballspiel zu entwickeln. Diese wird mit den neuen 200-Dollar-Laptops (\$ 10 an die FIFA, Betriebssystem Microsoft Hossa) zig Millionen Mal auf der ganzen Welt verkauft. In den einzelnen Ländern werden damit die jeweiligen Champions ausgespielt und diese wiederum an einen geheimen Ort geflogen, wo sie, unter Aufsicht des FIFA-WM-Direktorates den Weltmeister ermitteln, der im Anschluß bekannt gegeben wird. Erstmals sind alle Länder der Welt an der WM beteiligt. Und über allem prangt das Motto: Das Spiel ist alles, wir sind nur sein Diener.

Jens Uhlig



NS-Kundgebung auf dem Ludwigsplatz, München 1935

»Wer essen will, muß auch arbeiten«

In der aktuellen Berichterstattung über Wirtschaft und Arbeit tun die Medien das, was ihre Funktion ist. Eine Streifzug von Peter Heilbronn

Es kommt nicht oft vor, daß ich das »Mittags-Magazin« im ZDF sehe – und noch seltener, daß ich mir das merke. Daß über Streiks nicht wohlwollend berichtet wird, daran hat man sich gewöhnt. Aber mittlerweile sind wir an einem Punkt angelangt, der uns dazu zwingt, der schon bemerkenswerten Einseitigkeit der Berichte und »Talk«-Runden auf den Grund zu gehen. In wessen Sinne passiert das, und was für Schablonen werden benutzt?

Schema »Betroffene«

Man wolle ja »kein Öl ins Feuer gießen«, aber der Kampf um die 18 Minuten Mehrarbeit pro Tag sei nicht so ganz verständlich, kann man im »Mittags-Magazin« hören. Oder: Wenn die KIKA-KollegInnen streiken, dann sind gar die Jobs der aushelfenden Mütter bedroht. Oder auch international: »Wir Arbeiter sollen nicht als Geiseln genommen werden«, wenn der städtische Nahverkehr in Frankreich streikt, darf sich eine Frau in die Kamera beschweren. Und noch

einmal: das Ablehnen der europäischen Verfassung koste angeblich einem französischen Tourismusunternehmer Geld – und seiner Meinung nach verstünden seine amerikanischen Gäste das alles gar nicht und seien verunsichert. Das erinnert mich an »Florida-Rolf«-Dokumentationen.

Das Schema ist ganz einfach: Streik und Unruhe schaden der Gesellschaft. Also suchen wir mit Kamera und Mikro einen »Betroffenen«, der sich ehrlich beeinträchtigt fühlt und bringen das in den Medien mit der Zugabe, was dies alles »uns« doch koste. Damit hat sich der nun empörte Zuschauer zu identifizieren. Probieren Sie es aus und achten sie auf die nächsten Nachrichten.

Schema: »Jammern der Deutschen«

Die »Deutschen jammern zuviel«. Dieses Schema ist der momentane Gipfel der ständigen Publikumsbeschimpfungen. Nur die Frage ist: Wer jammert hier eigentlich? Gejammert wird über die Unbotmäßigkeit der Arbeitsinsas-

sen. In Funk und Fernsehen wird darüber gejammert, daß die Menschen sich nicht bedanken, daß sie nicht Beifall klatschen, wenn die ach so notwendigen Reformen in Gang kommen sollen. Hartz-IV ist doch für Euch, Arbeiter und Angestellte! Damit es uns allen besser geht, muß es leider einigen vielleicht auch mal schlechter gehen – »Eigenverantwortung«. Das müssen Sie doch einsehen und den »Katalog der sozialen Grausamkeiten« als Naturnotwendigkeit anerkennen.

Die Medien reflektieren nur das Denken derjenigen Herren und Damen Politiker, die nicht in der Arbeitslosigkeit als solcher das Problem sehen, sondern in den Arbeitslosen. Denn die Arbeitslosigkeit können sie gar nicht bekämpfen, das sehe ich schon ein – wohl aber die Arbeitslosen.

»Man muß nicht alles rausholen, was geht«, sagt der SPD-Vorsitzende Genosse Kurt Beck zur »Anspruchsmentalität« von Hartz-IV-Beziehenden in *Die Welt*. »Seine persönlichen Potentiale nicht zu nutzen, aber Sicherheit durch den Sozi-

alstaat zu erwarten, ist ein Verstoß gegen das Gebot des Gemeinsinns. *Wer essen will, muß auch arbeiten* – wenn er kann«, macht sich Genosse, Minister und Volksvertreter Müntefering bei seiner Rede auf dem Programmforum der SPD (»Wohlstand – heute und morgen«) Luft. Wohlstand für wen? Und um welchen Preis? Den wer bitte zu zahlen hat? Das wären sicherlich die angebrachten Fragen

Die größten Jammerer aber sind die Talkgäste aus der Bestallung der deutschen Wirtschaft. Wie schlecht sei es doch um die »deutsche Wirtschaft« bestellt, und wie wenig Rücksicht nähmen die Lohnabhängigen auf das scheue Reh des Kapitals. Da mühe man sich als Unternehmer ab, habe keinen Schlaf, müsse mit dem Maybach fahren, diverse gesellschaftliche Aufgaben erfüllen, zu Empfängen gehen – und keiner danke einem das. Nein, es kommt mit der Reichensteuer auch noch der Sozialneid dazu.

Flankiert wird dies mit: »Uns geht es doch allen viel zu gut«. Wer den Gürtel enger zu schnallen hat, ist natürlich auch klar. Allerdings tragen die Einmütigkeit und Naivität des ständigen Wiederkäuens nicht zur Steigerung des Wahrheitsgehaltes bei.

Der gallische Hahn

In Frankreich gab es Zeiten, da wurde der Müll in den Arbeitervierteln abgeholt, woanders nicht. Streiks beruhen auf strukturellen Verwerfungen und fundamentalen Interessengegensätzen. Für den einen ist der Lohn seine abhängige Existenz und für den anderen ein Kostenfaktor. Das Gefährliche nun ist, wenn sichtbar würde, daß diese Gegensätze die Gesellschaft spalten und diese Spaltung beispielsweise durch einen Generalstreik auch seinen gesellschaftsweiten Ausdruck fände und somit politisch würde.

Dann geht nämlich sofort das »Gespenst« in Europa um – zumindest in den Köpfen derer, die mehr zu verlieren haben als einen Bausparvertrag und die

Ratenzahlung für ihr 7 Jahre altes Auto. Dafür haben wir ja das Fernsehen – und es entdeckt für uns das:

Schema: Gemeinwohl

Sprachen wir eben von fundamentalen Widersprüchen unserer sozialen Marktwirtschaft, dann kommt es natürlich darauf an, diese abzumildern, zu vermindern usw. um des sozialen Friedens willen. Dann müssen *wir* alle mit anpacken und dazu beitragen, daß ... – Sie können diesen Satz sinngemäß fortset-

Wenn ihr so tut, als würdet ihr uns bezahlen, dann werden wir so tun, als würden wir arbeiten.

zen. Darauf sind wir vom Fernsehen trainiert. »Du bist Deutschland«, ein Fußball, oder: »Du bist ›denk dir was aus« – oder auch blöd.

Sehen wir uns dazu die Initiativen für das Ehrenamt an, Bürgerarbeit oder die »Ruck-Rede« des Herrn Herzog als Bundespräsident. Was ist damit eigentlich gemeint? *Klappe halten und arbeiten*, wenn man das dem Mitbürger auch so klar nicht sagen möchte.

Wenn es angeblich immer weniger zu verteilen gibt bei immer pralleren Warenhäusern, dann brauchen wir eine »neue Bürgerlichkeit« und einen neuen »Diskurs«. Auf deutsch: Wenn keine Kohle da ist, dann werden wir zudiskutiert und ständigen Wir- und Durchhalte-Appellen ausgesetzt.

Das Interesse der Lohnabhängigen sei das Gemeinwohl; das Interesse der Wirtschaft ist sie selbst; das Interesse des Staates die Wirtschaft und der soziale Friede. So läuft der Hase. Und alles, was dies in Frage stellt, ist Jammern, Egoismus und wirklichkeitsfremd.

Unsere Wirtschaft *ist* unser Gemeinwohl. Denn: »Geht es den Unternehmen gut, dann geht es auch den Menschen gut.« Ein so absurdes Glaubensbekenntnis, daß man halt daran glauben muß.

Oder wie unsere Bundeskanzlerin vor dem DGB bemerkte: Lohnforderungen schaffen keine Arbeitsplätze.

Schema: Besitzstandswahrer

Den Vogel schoß neulich das österreichische Fernsehen mit einem Beitrag ab. Man müsse wie in Österreich den Kündigungsschutz abbauen, denn den habe es dort so nie gegeben und die Arbeiter konnten sich daher auch nicht daran »gewöhnen«.

Dadurch, daß die Leute schneller arbeitslos werden, finden sie aber auch schneller Arbeit – wie pffiffig. Das bedeutet: Die Arbeitslosigkeit wird auf mehr Schultern verteilt. Jeder ist halt einmal arbeitslos – und das sei doch viel gerechter, als wenn Arbeiter auf ihren Arbeitsplatz bestehen würden. Und das bedeutet: Beharrst du auf deinen Rechten und deinem Lohn, dann bist du rückwärtsgewandt, egoistisch und von den »Betonköpfen der Gewerkschaft« fehlgeleitet. Dein Arbeitsplatz wird allen Ernstes zu deinem Besitz gemacht – und nicht die riesige Menge Kram, die du an ihm produzierst und die aber trotzdem nicht dir gehört.

Wie eine Kollegin eines Abends in den Nachrichten richtig sagte: »Wir arbeiten mehr, als tariflich vereinbart ist, und niemand lohnt es uns. Es wird eher so dargestellt, als lägen wir in der sozialen Hängematte. Und auch deshalb stehe ich heute hier.«

Oder anders gesagt: Wenn ihr so tut als würdet ihr uns bezahlen, dann werden wir so tun, als würden wir arbeiten.

Katharina Ahrensburg
Hansestraße 14
Mittelgroße Stadt 67890

Mittelgroße Stadt, 30.02.2006

hurtig + partner
Johannes Partner
Schönhäuser Allee 1

Wichtige Stadt 12345

Bewerbung um die Position des Chefs

Sehr geehrter Herr Partner,

mein Name ist Katharina Ahrensburg und ich bewerbe mich bei Ihnen um die Position des Chefs. Ich absolvierte ein Chef-Assistenz-Praktikum in Ihrer Firma, was mir einen hervorragenden Einblick in Ihre Arbeitsweise gab. Dabei stellte ich an mir Fähigkeiten und den Willen zur Leitung Ihres Unternehmens fest. Ich werde die Aufgaben eines Chefs ausgezeichnet erfüllen, weil ich die Fähigkeit besitze, mit Menschen nicht umgehen zu können. Keinerlei Berührungsängste habe ich, wenn ich Untergebenen sagen darf, was sie erledigen sollen und stets mehr fordere, als sie zu erfüllen in der Lage sind. Ich beherrsche es, stets neue, auch sich widersprechende Anweisungen zu geben, und selbst bei Ihrer Erfüllung ein unzufriedenes Gesicht zu machen.

Bereits im Rahmen meines Studiums konnte ich herausfinden, wie ich mir gestellte Aufgaben am besten an andere delegiere. Durch ein vor zwei Jahren absolviertes studienbegleitendes Praktikum bei den Politessen konnte ich Erfahrungen im Umgang mit Machtpositionen sammeln. Ich bemerkte eine tiefe Befriedigung bei der Übergabe von Strafszetteln, während mich Beleidigungen eher zu stärkerem Engagement bei der Suche nach Strafsündern herausforderten.

All das qualifiziert mich zum Chef. Und ich möchte betonen, daß ich Ihre Position besser auszufüllen werde, als Sie es vermögen, weil sie zuviel Mitgefühl und Verständnis mit den Untergebenen aufbringen. Meiner Meinung nach sollte ein Chef darauf bestehen, ihm gemäße Aufgaben zu erfüllen und den Rest des Unternehmens spüren zu lassen, wie unwesentlich ihre jeweiligen Positionen sind.

Ich würde mich freuen, in Kürze Ihre Kündigung auf meinem zukünftigen Schreibtisch in dem schönen Eckzimmer mit der großen Fensterwand zu sehen. Ihnen empfehle ich Zimmer 217, weil es sehr nahe an der Cafeteria liegt, die, wie ich feststellte, häufig von Ihnen aufgesucht wird. Ich denke nicht, daß die aktuelle Rollensituation einen negativen Einfluß auf unser gemeinsames Arbeitsklima haben wird, weil ich nicht vorhabe, Sie deswegen besser zu behandeln als andere, da ich generell nicht daran denke, weiterhin in Kontakt mit Ihnen zu bleiben oder mich an diese Situation zu erinnern.

Mit freundlichen Grüßen

Katharina Ahrensburg

1 Jahr Ventil e.V. - eine Erfolgsgeschichte

Seit einem Jahr ist Ventil e.V. ein fester Bestandteil des sozialen Lebens in Erfurt.

Mit den vielfältigen Angeboten für Langzeitarbeitslose haben wir uns auch über die Stadtgrenzen hinaus einen Namen gemacht. Sogar aus dem "Westen" kamen Kandidaten, um sich für unsere 1-Euro-Jobs zu bewerben.

Und wie flexibel Ventil e.V. auf die Anforderungen der Zeit reagiert, zeigen folgende Beispiele:

Zum großen Casting "Neandertaler gesucht" für die Vermittlung von thematischen Darstellern (Anzeige hEFt Oktober 2005) wurde ein aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes völlig ungeeigneter Bewerber von den Talentscouts der Erfurter SPD entdeckt und erfolgreich als Bürgermeisterkandidat vermittelt – und er wurde sogar gewählt!

Gleichzeitig konnte der scheidende Bürgermeister sofort weitervermittelt werden und der drohenden Arbeitslosigkeit entgehen. Er arbeitet ab sofort als Vogelscheuche für die Stadtwerke (Anzeige hEFt April 2006).

Wollen auch Sie endlich einen Job? Dann schnell zum:

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Schlachthofstr. 33a, 990815 Erfurt



Berufshoffnung Sozialverender

Die Überlebensfrage im alltäglichen Kampf gegen die Armut stellt sich hart wie nie zuvor. Die große Ferkelei in Berlin verliert an Schwung, CDU und Sozialdemokraten sind am Ende ihres Lateins. Die einen werfen den anderen Neinsagerei vor, die anderen werfen den einen Reformlustlosigkeit vor. Alles ist so, wie es immer war.

Das gegenwärtig einzige Angebot der Politik ist die Identifikation mit dem Heimatland. Patriotismus statt Aussicht auf Zukunft. Vergangenheitsverniedlichung anstatt Gegenwartabwicklung. Aber warum sollte man Deutschland »sein«? Kahl, regnerisch, mit überschwemmenden, vergifteten Flüssen, kein Kopf, frierend, wolkig. Man sollte also nicht Deutschland sein (zusammen mit Sonia Kraus, J. B. Kerner, Stefan Raab und Dieter Althaus), sondern Deutschland haben. Das tut gut. Fragt den Schweizer Josef Ackermann, den mächtigen Chef der Deutschen Bank. Er soll mehrere Gesetze gebrochen haben und wird immer stärker, weil er mit Buchhaltung, Mäuscheln, Förderung undurchsichtiger Geschäfte und rücksichtslosen Massenentlassungen die Bilanzen »seiner« Bank in astronomische Höhen treibt. Er ist nicht Deutschland, er hat es. Ihm geht es glänzend.

Na ja, werdet ihr sagen: Die Gelegenheit, um Chef der Deutschen Bank zu werden, haben wir in diesem Leben zwar knapp, aber doch verpaßt. Wir trösten uns damit, daß Leute wie Ackermann einiges tun, was moralisch verwerflich ist. Wie ein Apostel bereits vor ein paar Jahrtausenden sagte: Auf Moralismus machen jene, die daran gescheitert sind, ein schlechtes Beispiel zu sein (um mal wieder zu betonen, wieviel Jesus über Sozialdemokraten gehaut hat).

Josef Ackermann und viele andere Schweizer Neoliberale sagen es seit einer Weile: Es ist nicht die Zeit des Aufbaus, sondern die Zeit der gezielten Zer-

störung, die dazu dient, das Überholte neu und moderner zu gestalten. Es muß das zerstört werden, was sich auf lange Sicht nicht selber trägt: Wie zum Beispiel die Menschheit – oder besser, das was sie unter »Pöbel« verstehen – also uns.

In dieser Zeit der euphorischen Massenvernichtung sind Kriege wie im Irak genauso gut wie selbstzerstörerische Stammeskämpfe in Afrika, Tsunamis in Asien, Naziskins, eifersüchtige Männer und gemeine Amokläufer.

Und ich? Als Bürgerkindkunde? Als Diskonazi? Als RWE-Bestauner? Als Kinder auf dem Spielplatz-Bestauner? Als gemäßigter Radiomacher? Als deprimierter Kaffeeplaudierer oder Szenemusiker? Wie werde ich meine Wut und meinen Frust los? Ich sage es euch: ihr müßt töten.

Sozialverender werden: Warum?

Das Risiko ist gering. In Deutschland werden nur 16 Prozent der Mordfälle aufgeklärt, und nur die Hälfte wird bestraft. Von 100 Mördern sitzt nur jeder zweite länger als ein paar Jahre. Gerade in letzter Zeit haben wir das an einigen unappetitlichen Fällen erlebt. Die Politik reagiert nur, wenn irgendeine Tussi der CDU in Berlin auf der Straße angepöbelt wird – und auch dann nur mündlich.

Jedoch geht es in dieser Rubrik bekanntlich darum, konstruktive Lösungen zu finden. Wie wäre es also mit einem zukunftsfähigen Beruf, wofür im Prinzip keine weitere Ausbildung notwendig ist? Werdet Killer – oder besser,

im bürokratischen Neudeutsch: Sozialverender.

Wenn ihr verendet, was nur darauf wartet, gibt das dem Sterben eine Bedeutung, womit rückblickend auch jenem ausgelöschten Leben ein Sinn gegeben werden könnte. Und ihr verdient Geld dabei, das nicht einmal besteuert wird. Ihr lernt ein neues Umfeld kennen, in dem man Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Zielstrebigkeit und Verantwortungsbeußtsein zu schätzen weiß. Eine stille und doch glamouröse Szene: Deutschland haben und nicht erleiden. Und ein Befreiungsschlag: ihr werdet schweigen und verenden, so daß das Leiden der Opfer geringer und eure Seele reiner bleibt.

Sozialverender werden: wie?

Der richtiger Sozialverender tötet nicht aus Spaß, nicht wegen der Politik, nicht aus fußballerischem Unvermögen, sondern aus ökologischen und wirtschaftlichen Gründen. Er gründet eine Gesellschaft in Panama, auf den Marshallinseln oder wo auch immer, und läßt übers Internet für sich werben. Die Aufträge kommen über E-Mail, die Gelder (ein Drittel als Vorschuß, der Rest nach erledigter Verendung) gehen auf ein Nummernkonto. Aber bitte nicht in der Schweiz, dort werden sie euch bescheißen. Besser Liechtenstein oder Österreich. Dort spricht man besser Deutsch und benimmt sich ehrenhafter als in Zürich.

Wie kommt man aber zu den Aufträgen bzw. wie macht man für sich Werbung? Die billigste und effizienteste

Möglichkeit besteht darin, in die Presse zu kommen. Am besten zu Anfang ein paar Verendungsaufträge erledigen, die medial eine bundesweite Wirkung haben. Besonders spektakulär waren da in letzter Zeit zum Beispiel: a) einen Kumpel essen, der sich zuvor einverstanden erklärte; b) zusammen mit einem Komplizen ehemalige Lehrer und Mitschülern erschießen, um sich dann bei J. B. Kerner als Mitopfer auszuheulen; c) einen Deal mit einem Privatsender machen: ihr tötet und sie filmen. Die Bullen dürfen entgeltlich dumm aussehen und in seltsamen Mundarten aus verblüffenden Regionen munkeln.

Was nicht funktioniert: a) Serienkiller sind »out«. Um auf diese Weise genug Aufmerksamkeit zu erregen, müßtet ihr einige Filme in punkto Brutalität und Psychopathie übertreffen. Das bedeutet wirklich viel Arbeit und gibt den Kunden das Gefühl, ihr wäret unzuverlässig bzw. verstört. Darüber hinaus werden Serienkiller allzu oft beim ersten Einsatz erschossen (offiziell: begehen Selbstmord); b) Auf der Überholspur der Autobahn einen Deutschen bedrängen, da dies die einzigen Mordfälle sind, die in der Bundesrepublik juristisch verfolgt werden; c) Sich mit weißen Tüchern und Turban in der Wüste Asiens verstecken und Sehenswürdigkeiten durch Bombenanschläge zerstören. Das machen inzwischen alle und es gibt den Kunden den Eindruck, daß ihr zu teuer seid und allzu oft über das Ziel hinausschießt.

Am besten sind nach wie vor die Klasker: die Eltern töten, die eigene Familie in einem Raptus auslöschen. Die ersten Gelder kommen schon während des Prozesses – falls ihr einen erfahrenen Anwalt habt, der lukrative Verträge mit den Medien abschließt. Die deutsche

Justiz und die bluthungrige bürgerliche Öffentlichkeit sorgen für den Rest. Nach ein paar Jahren des Ausbildungsleidens seid ihr soweit: Patentierter Sozialverender.

Sozialverender werden: wen töten?

Die fetten Jahre der russischen oder italienischen Mafiakämpfe sind leider vorbei. Die Mafia hat ihre eigenen Leute. Die machen Dumpingpreise und kommen aus der Ukraine, aus Moldawien, aus Transnistrien, aus Albanien, aus Mecklenburg-Vorpommern. Sie erledigen die Aufträge für Preise, die das Überleben hierzulande nicht ermöglichen würden.

Die besten Kunden findet man heutzutage im Privatbereich: a) einer hat es auf die Ehefrau des besten Freundes abgesehen, läßt ihn verenden und tröstet die Witwe; b) einer will den Job eines anderen: Er macht ein Volontariat bei demjenigen und ersetzt ihn bei verendeten Tatsachen; c) einer haßt seinen Nachbarn und will ihn durch einen neuen ersetzen, den er dann von neuem hassen lernt; d) einer merkt, daß ein Mitmensch so grausam an sich selbst leidet, daß er beschließt, ihn von der Last zu befreien.

Sozialverender sein: Die Wirkung

Sozialverender lassen das Bruttoinlandsprodukt wachsen. Genau wie Sozialarbeiter, leisten auch sie etwas Bedeutendes: Sie lassen die Leute durch die Schmerzen verrecken, die sie, nach der Vorstellung des Christentums, verdient haben. Sozialverender sorgen für bessere Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt, reduzieren die Überbevölkerung (was ökologisch wichtig ist), nehmen

dem mordlustigen Bürger das Gefühl, er hätte die Verantwortung für den eigenen Haß selbst auszuleben, da es niemanden mehr in Deutschland gibt, der diese übernimmt.

Sozialverender füllen die Programme von Billigsendern und die Tageszeitungen. Sie füllen also das Imaginäre eines ganzen Volkes, das ungern die Welt erkundet und die Zeit zwischen Geburt und Tod am liebsten damit verbringen möchte, Bier vor der Glotze oder am Frühstückstisch zu kippen. Sozialverender sind Identifikationsfiguren für die Jugend und für diejenigen, die Deutschland sind. Dabei sind sie nicht Deutschland, sie haben das Land: das Geld, die mediale Macht, die politische Unantastbarkeit – also alles, was in diesem Tränental erstrebenswert ist. Und grinsen fröhlich.

Die Güte Üte







»Bananenbauern in Kenia« von Ingo Wolf

Die Bauern in Kenia bekommen 2 Prozent des erzielten Verkaufspreises.

Ungeteiltes Bananenstaunen

Von Kerstin Wölke

Ein tiefes menschliches Bedürfnis ist es, uns und die Welt, die uns umgibt, auf ihren Sinn hin zu befragen. Eine Studie des Instituts für praktische Theorie ergab, daß es vor allem Bananen sind, die wahrheitssuchende Menschen fesseln. Zahlreiche Testpersonen, willkürlich auf der Straße angesprochen, ersetzt, nachdem sie lange genug nach dem Wesen einer Sache befragt wurden, den jeweiligen Gegenstand der Frage durch Bananen. Bananen, so dürfen wir daraus ableiten, sind so etwas wie Hoffnungsträger. Menschen jedes Alters scheinen zu glauben, die Antwort auf alle Sinnfragen sei in der Frucht enthalten. Da Laien die Frage nur oberflächlich stellen, ausschließlich die äußere Erscheinungsform der Banane betreffend, gelingt es den wenigsten, Antworten aus dem Innersten der Frucht zu extrahieren.

Auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Banane, schickten wir die vorläufigen Erkenntnisse der Studie an eine philosophische Fachzeitschrift, deren Herausgeber uns mit dem Hinweis absperrte, daß mit »Warum ist die Banane krumm?« ein Gesprächspartner lediglich seine Bereitschaft zum Ausdruck bringe, ein Gespräch mit philosophischem Charakter zu beenden. Für weitere Fragen verwiesen sie uns auf ein Bananenmuseum im Harz, dessen Inhaber sie schon mit zahlreichen Traktaten über das Obst der Weisen behelligt hatte.

Wir reisten in den Harz und fanden, was wir suchten.

Albert C. ist Bananenexistentialist und Inhaber eines Museums, das eigentlich eine Eisdiele ist. Helga Breitenschädel stellte die Fragen.

Helga: *Musa paradisiaca sapientum.* Die Frucht des Weisen. Was hat es damit auf sich?

Albert: Die Obstbanane ist es, die wie keine andere Beere das absurde Trachten des Menschen, Sinn in der Welt zu suchen, symbolisiert.

H: Können Sie mir sagen, warum die Banane krumm ist?

A: Das kann jeder selbst herausfinden. Ich kann Ihnen dabei helfen. Ich stehe den Bananen näher, als irgend jemand sonst. Ich bin fast eine von ihnen.

H: Sie sind eine Banane?!

A: Eine halbe. Ich bin zu sehr Mensch, um Banane zu sein.

H: Ach?

A: Die Banane ist eigentlich nur ein Symbol. Ein austauschbares Zeichen, das auf Absurdität verweist. Man könnte genauso gut fragen: Warum ist der Apfel rund? Viele Beeren sind rund. Die Beliebbarkeit wäre zu offensichtlich. Bananen sind lange Beeren und damit etwas Besonderes.

H: Also doch nicht beliebig?

A: Alles ist letztendlich beliebig, da bilden Bananen keine Ausnahme. Was sie sind, ist beliebig, aber was sie nicht sind, das können wir entscheiden. Daß sie krumm sind, können wir nur in Frage stellen, weil sie auch anders sein könnten. Am liebsten serviere ich *Banana Split* mit ganzen Bananen. Das leitet oft gute Gespräche ein. Die Gäste fragen dann gerne: Warum ist die Banane nicht durchgeschnitten?

H: Aber so absurd ist das gar nicht.

A: Wieso? Ist doch völlig sinnlos. Und dadurch wird die Banane zum Symbol für Freiheit. Ich bin so frei zu fragen: Warum ist die Banane nicht rund? Ich könnte zumindest so fragen.

H: Und wieso nicht gerade?

A: Ich könnte auch fragen: Warum ist sie nicht gerade? Man muß sich nur festlegen. Sonst kann man nicht gut weiterfragen.

H: Aha. Freiheit. Festlegen.

A: Das Paradoxe an der Banane ist faszinierend. Das zeigt sich beim Verzehr. Der Knackpunkt ist die widersprüchliche Wirkung der Banane. Bei Verdauungsproblemen gegensätzlicher Art ist die Banane ein Heilmittel. Ist der Darm träge, so muntert sie ihn auf. Geht alles viel zu glatt, wirkt sie verdickend.

H: Wirklich?

A: Das Staunen beginnt beim Betrachten der Banane, beim Verzehr ist man ihr vollends ausgeliefert. Es ist sehr schwer, Bananen zu verstehen. Warum sie krumm ist, kann man erklären. Doch verstehen, das muß man lernen.

H: Ach, ja.

A: Das geht nur über Einfühlung und Identifikation.

H: Das haben Sie getan?

A: Das ist der erste Schritt zu mir selbst. Ich will verdeutlichen, daß die Banane nicht die ist, die sie ist, nur weil sie nicht die ist, die sie nicht ist. Das ist falsch. Die Banane ist die Banane. Wer Bananen nicht versteht, versteht auch Menschen nicht. Natürlich ist das beim Menschen, der wählen muß und sich entwerfen, komplizierter. Auf jeden Fall liegt der Sinn unseres Lebens in uns selbst.

H: Nicht in der Banane?

A: Das kann man nicht trennen. Essen sie eine. Übrigens, bei der Obstbanane richtet sich während der Reifungszeit der Blütenstand auf, an dem die Früchte hängen. Dadurch ändert sich die Wuchsrichtung. Die Banane wächst der Sonne entgegen, und krümmt sich dabei ein wenig.

H: Ihr *Banana Split* ist ein Traum. Ich danke Ihnen für das Gespräch. ☒

Stückchen

Auf dem Teller vor dir räkelt sich
ein gut verpacktes Stückchen Ich.

Mit Fingerspitzen und zartem Verbale
hilfst du mir aus der äußersten Schale

lockst mich gekonnt aus der nächsten Haut
entpellst im fort bis der Morgen graut

entziehst auch die letzten harten Vokale
der untersten, ursprünglich härtesten Schale.

Auf dem Teller vor dir räkelt sich
nun ein nacktes Stückchen Ich

Und ruft genüßlich
»üß mÜch«

Franziska Wilhelm

BANANE (MUSA): Hohler Scheinstamm bestehend aus Blattscheiden und büschelartig angeordneten Blattspreiten, palmenartiges Aussehen. Wegen ihrer gekrümmten Form wird die Banane auch »Krummfrucht« genannt. Eine Pflanze liefert im Jahr etwa 60 kg Früchte. Die sichelförmigen Früchte der Banane gehören botanisch zu den Beeren und haben eine meist grüne bis gelbe Färbung. In den europäischen

Neulich morgens beim Frühstück ...

von Horst Bekasinski

Da laust mich doch der Affe. Ich schaue beim Frühstück aus dem Fenster und da sitzt außen vor dem Fenster auf der Fensterbank ein Affe. Es kommt zwar vor, daß sich mal eine Taube oder ein Spatz auf die Fensterbank verirrt, aber ein Affe? Das ist meine Fensterbank. Ich setze mich ja auch nicht auf fremder Leute Fensterbänke. Ich schließe die Augen und zähle bis zehn und (nein) ... zähle bis zwanzig und (nein) ... bis dreißig (doch)! Er ist immer noch da, ich bin doch nicht verrückt geworden. Der Affe reißt den Mund, das Maul, die Schnauze oder was auch immer auf und zeigt mir dabei spitze Zähne. Und er beobachtet mich! Ich sitze vollkommen unbeweglich. Warum denn nur? Ich bin drinnen und er ist draußen! Ich bekomme einen Krampf im Kiefer und kaue mein Müsli weiter. Mein Gott, was das für einen Lärm macht! Ich versuche, das Müsli runterzuschlucken. Ein bißchen trocken. Ich greife zum Milchglas und führe dieses in Zeitlupe zu meinem Mund. Als das Glas meine Lippen berührt, klopft der Affe ans Fenster! ... verdammte Sauerei ... der spinnt wohl, der sieht doch, daß ich fresse, ähem, esse. Ich wische mir das Müsli und die Milch aus dem Gesicht!

Ich wohne im dritten Stock, wie kommt der Affe auf die Fensterbank im dritten Stock? Seit wann können Affen fliegen? Das Dachrinnenabflußrohr oder der Blitzableiter, ist doch auch egal, jetzt sitzt er jedenfalls da draußen. Gestern abend saß er noch nicht auf dem Fensterbrett, das wäre mir aufgefallen. Vermutlich! Ob ihn vielleicht jemand dort hingesetzt hat? In meinem Bekanntenkreis gibt es jedenfalls einige Leute, ich will ja keine Namen nennen, denen man so etwas zutrauen könnte. Allerdings dürfte dies bei den meisten daran scheitern, daß sie gerade keinen Affen überzählig haben, und dann hätten sie ja noch eine Drehleiter benötigt. Alles in allem ein etwas teurer Spaß ... Wenn ich ihn fange, könnte ich ihn vielleicht an einen Zoo verkaufen. Eine ganz, ganz, ganz schlechte Idee, wenn ich die spitzen Zähne sehe! Selbst so kleine Tiere wie Hamster können ganz gemein beißen.

Der Affe grinst sich eins, meine Verwunderung amüsiert ihn offenbar. Ich grinse zurück. Mal sehen, wer länger grinsen kann. Immerhin sitze ich hier im Warmen am gedeckten Frühstückstisch und du auf einem zugigen Fensterbrett absturzgefährdet in 10 bis 12 Meter Höhe; ich wollte nicht mit dir tauschen. Ich denke aber mal, einem Affen machen 12 Me-

ter eher nichts aus, Affen leben doch normalerweise auf Bäumen. Auf dem Fensterbrett kann er jedenfalls nicht bleiben, was sollen die Leute denken! Die denken noch, ich hätte einen Affen. Er grinst, ich grinse, er grinst, ich grinse, er ... wie lange soll das eigentlich noch so weitergehen? Er grinst und ich jedoch nicht mehr! Soll ich dich vielleicht mit einem Besen von meiner Fensterbank stupsen? Nur ein ganz kleiner Stups! Erst einmal müßte ich dafür das Fenster öffnen und weiterhin könnte ein Tierschützer dies beobachten (Tiermörder). Schlechte Idee!

Die Feuerwehr! ... Hallo, spreche ich mit der Feuerwehr? Ja, auf meiner Fensterbank sitzt ein Affe! Was für ein Affe? Na, ein Affe halt, soll ich vielleicht erst in Brehms Tierleben zur Artenbestimmung nachschauen. Ja, ja, ich setze mich aufs Sofa und warte bis der Arzt kommt. Wieso Arzt, glauben sie mir etwa nicht? Wofür brauchen sie meinen Namen und meine Anschrift? Ich glaube, es hat sich gerade erledigt! Vielen Dank und noch viele schöne Brände heute ... Ich glaube, ich rufe die Feuerwehr doch nicht an!

Jetzt wird erst einmal zu Ende gefrühstückt! Gell, da guckst du? Das ist ja nicht zum Aushalten, wie der gucken kann. Nein, nein, reg dich bitte nicht auf, die Banane habe ich nur für dich geschält. ... wenn du dich nicht beruhigst, bekommst du die Banane nicht! Paß bitte auf, es sind schon viele Affen vom Fensterbrett gefallen. Nein, das war keine Drohung, die Fensterbank ist halt doch sehr schmal. Also, wenn du hier den Affen machen willst, dann kann ich das auch, paß mal auf, du dämlicher Affe, du verlauster Bettvorleger, du rot lackierter Affenarsch ...

Jetzt ist er weg. Wirklich? Tatsächlich nirgendwo mehr zu sehen. Sind alle Fenster zu? Habe ich nicht im Schlafzimmer das Fenster zum Lüften aufgemacht? Ob der Affe verstanden hat, was ich zu ihm gesagt habe?

Was ist schlimmer als ein Affe auf der Fensterbank? Ein Affe im Schlafzimmer! Horch ... Stille ... war da was? ☒

Ländern wird im Wesentlichen die Obstbanane (*Musa paradisiaca sapientum*) verzehrt. Sie schmeckt mehlig und süß. In den Ursprungsländern der Banane ist die grün bis rote Gemüsebanane (*Musa paradisiaca normalis*) eine wichtige Nahrungsquelle. Sie schmeckt mild bis leicht säuerlich und ist zum Rohverzehr nicht geeignet. Sie kann gekocht, gebacken oder gegrillt werden.

Mit Nelken

Von Antje Wagner

Da sind Sie ja! Ich hab schon gewartet. Daß Sie trotz der Hitze bis hier raus gefahren sind ... Setzen Sie sich doch. Nein, dort, an den Gartentisch. Ich laß nur schnell die Hunde raus.

Ja, das sag ich auch immer. Ein toller Garten. Sie sollten erst mal sehen, was der alles abwirft. Was meinen Sie, was man da sparen kann! Der Kuchen, den Sie da essen – das ist Kürbiskuchen, ganz frische Früchte.

Stimmt, einsam ist es schon. Aber ich hab ja die Hunde. Die sind scharf. Seitdem sie ihn einmal angefallen haben, kommt sogar der Briefträger nicht mehr her. Hol ich halt meine Briefe einmal die Woche vom Postamt ab. Ich brauche niemanden.

Klar bin ich stolz auf den Garten, aber Idylle ... na ja. Ich red ja nicht gern drüber, aber die Leute ... also, ich sag Ihnen, was die sich alles zusammenspinnen! Aus 'ner Mücke machen die ... na, Sie wissen schon: Wenn sich Schulzes Renate am Morgen in den Finger geschnitten hat, dann heißt's am Abend, sie liegt mit abgehacktem Arm tot im Wald!

Sie können sich nicht vorstellen, was über *mich* getratscht wird. Und nur, weil ich als Frau hier ganz allein ... nee, nee, lassen Sie mal, mir brauchen Sie das nicht sagen, ich weiß schon, was die im Dorf erzählen.

Wegen dem Gerede geh ich doch nicht weg hier. Das Haus ist so schön geräumig, und mal ehrlich, würden Sie in die Stadt ziehen bei so 'nem herrlichen Garten?

*

Wie? Ach, *die* Story! Die kenn' ich schon. Das ist ja noch gar nichts. Dabei sind die nur neidisch, weil's mal jemandem gut geht. Ich zahl' keinen Pfennig Miete. Ist ja alles Eigentum. Und mit den Pflanzen, da hatte ich schon immer ein grünes Händchen.

Aber die Leute gönnen einem einfach nichts. Mißtrauisch sind sie. Alles wollen die haarklein wissen. Ich hab keine Ahnung, was die eigentlich von mir hören wollen. Was ich denn nur erzählen soll! Etwa, daß es im Sommer war? Daß es heiß war, gräßlich heiß, um genau zu sein? Meinen Sie, die würden das kapieren?

Die Zunge hat am Gaumen geklebt. Die Fliegen sind dumpf vor Hitze gegen die Fenster geprallt. Und überall dieser ... Staub!

Ich war einfach durstig, Mann. Bis zum Abendessen war es weit, und Mutter schälte Kürbis in der Küche. Ich war reingeschlichen und hatte »Durst« geflüstert. Sie hatte nur finstergelacht, mit Kürbisschalen nach mir geworfen und gebrüllt: »Raus hier, sonst ...« Sie wetzte die Messer.

Reicht Ihnen das aus?

Sehen Sie, das hatte ich befürchtet. Ja, sicher, keine Frage. Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen, was danach passierte. Aber am Ende werden Sie vielleicht enttäuscht sein.

*

»Geh und spiel mit Sabina«, hatte Mutter zuckersüß gesagt. »Aber Sabina ist strunzlangweilig, und wer mit sieben immer noch mit Sabina spielt, ist doof«, wollte ich brüllen. Doch da hatte sie mich schon am Kragen gepackt und aus dem Fenster ins Gebüsch geworfen. Mutter war so.

Sabina konnte nicht mal auf Bäume klettern. Ich rieb mit der einen Hand mein aufgeplatztes Knie, mit der anderen riß ich Kletten aus dem T-Shirt. Ich zog den Rotz hoch und kroch ins Freie. Über mir knallte das Fenster zu. Der Riegel wurde vorgeschoben.

Plötzlich sirrte die Hitze irgendwie anders. Ich war erstarrt und hatte mich nicht mal getraut zu atmen. Dann hörte ich ein Geräusch hinter mir. Ich griff nach meinem kleinen Taschenmesser, wirbelte herum, und ... da lag sie. Sabina. Kugelrund, und sie grinste.

*

Danach wischte ich mir die Hände am T-Shirt ab.

Der Kater fiel plötzlich vom Baum und mitten in die Schweinerei, schüttelte die Pfoten und sprang zur Seite. Er preßte sich gegen mein Bein. Ließ die Barthaare zittern. Zuckte mit den Ohren. Glotzte auf *das da* zu meinen Füßen.

Ich griff ihm ins Genick und sah ihm in die Pupillen. »Das bleibt unter uns, Kleiner«, sagte ich, dann warf ich ihn hinter mich. Er fauchte und stob davon.

Meine Güte, es war eben heiß. Und die Klinge schmeckte herrlich. Frisch und süß und nur ein bißchen nach Metall. Wollen Sie noch ein Stück Kürbiskuchen? Na, nun nehmen Sie schon. Ich hab genug da. Dann hatte Mutter zum Abendbrot gerufen. Der Staub senkte sich langsam. Es gab Kürbissuppe.

INHALTSSTOFFE: 100 Gramm Banane enthalten: 88-95 kcal (374-398 kJoule); 74 g Wasser; 0,2 % Fett; 393 mg Kalium; 9 mg Calcium; 36 mg Magnesium; 12 mg Ascorbinsäure (Vitamin C). Desweiteren enthält die Banane Phosphor und andere Spurenelemente, wie etwa Selen. Bananen sind gute Energiespender und eignen sich wegen ihrer leichten Verdaubarkeit zur Behandlung von Darmbeschwerden, wie

Eine Frage des Geschmacks? Finden Sie wirklich? Ich hatte, verdammt noch mal, keine Wahl! Mutter hat Kürbis gegessen. Ständig. Eimerweise Kürbis. Kürbis roh und Kürbis gekocht, süßsauer, mit Sahne, in Joghurt, im Kuchen, als Suppe, als Brei, als Kompott. Ja, vor allem als Kompott. *Eingeweckt*. Und ich hab mitgegessen. In ihrem Bauch.

*

»Wo ist Sabina?« hatte Mutter gefragt. Ich zuckte mit den Schultern und löffelte weiter. Kürbissuppe mit Stücken drin. Lecker.

Sie haben noch eine Weile nach Sabina gesucht. Dann haben sie aufgegeben. Man sagt, den allerersten Geschmack, den verliert man nie. Ich kann nichts dafür. Der Kater? Ja, den hatte niemand gefragt.

*

Jana stand im Supermarkt. Mich traf fast der Schlag. Ich war sieben, als die Sache mit Sabina passiert war, und jetzt war ich siebenundzwanzig, und ich hatte fast meinen Durst vergessen, den Sommer damals und die dumme Sabina, die niemand mehr erwähnt hatte, sie war ja auch rund und belanglos und ersetzbar. Und nun plötzlich diese Jana im Supermarkt, und mein Herz begann zu rasen. Zwanzig Jahre hat man seine Ruhe, und dann so was. Ich wußte sofort: Das macht die mit Absicht, die weiß alles über mich, die will mich erschrecken. Denn sie hatte sich zurechtgemacht wie Sabina, ehrlich, haargenau so: die Haut glänzte wie Speck und das ganze dicke Gesicht war in diesem schamlosen Orange geschminkt! Sie sagte kein Wort. Lächelte nur, als ich sie einlud, was trinken zu gehen.

»Sabina«, flüsterte ich später zum Sitz neben mir. Als der Motor leise aufbrummte. »Sabina?«

Sie hat nicht geantwortet. Natürlich. Sie wußte genau, daß mich das verletzte!

IchlenktenedenWagenruhig.Es war Sommer und es war heiß. Sie roch süßlich. Wie Sabina. Das ganze Auto roch plötzlich süßlich.

»Hat Dir niemand gesagt, daß es gefährlich ist, zu Fremden ins Auto zu steigen?« hatte ich gefragt. Ein Spaß, Sie verstehen schon. Sie rollte sich vom Sitz. Warf sich mir vor die Füße. Ich bremste scharf.

Dann war da nur noch ihre Haut. Köstlich. Und kühl.

Der Waldboden war warm. Ich tue es nie im Auto. Schon wegen der Flecken. Und auch so. Es ist irgendwie romantischer, draußen. Es war schon dunkel, und die kleine elektrische Säge hat bestimmt niemand gehört.

*

Ich bekomme selten Besuch, wissen Sie. Dabei hab ich Gäste gern. Gäste essen meinen Kuchen gern und können so schön zuhören. Wollen Sie noch ein Täßchen Kaffee? Nehmen Sie nur, es ist ein guter, nicht der billige aus dem Dorfkonsum. Den hier bestelle ich per Katalog. Ja, da haben Sie recht. Man muß sich auch mal gönnen. Meinen Gästen schmeckt es jedenfalls immer.

Hm, stimmt schon. Es ist einsam hier. Aber ich mag es einsam. Was meinen Sie, was hier los ist, wenn es Nacht wird. Dann heulen sich die Hunde das Herz aus'm Leib, sogar, wenn kein Vollmond ist. Das müssen sie gehört haben, das glaubt Ihnen keiner. Da verblaßt jeder Gruselfilm dagegen, sag ich Ihnen.

Wie wär's mit 'nem Gläschen Kürbisbowle? Ich hab zur Feier des Tages einen ganzen Krug gemacht. Schauen Sie mal!

*

Nie hat sich eine gewehrt. Und ich hab immer alles aufgesammelt. Man vergißt ja schnell mal was. Aber es ist Sommer, der Staub rieselt, und den Rest fressen die Ameisen.

Die Küsse waren immer orange und rochen intensiv süß, ekelerregend süß, und ich küßte und saugte, und sie wurden mir schwer. Dann drückte ich zu.

Im Dorf reden sie, das ist klar. Aber es ist mir egal. Solange sie nicht bis hier rauskommen. Solange sie mich nicht in meinem eigenen Garten belagern.

Wie Bianka zum Beispiel. Sie hat geduftet wie Oktober.

beispielsweise Durchfall. Andererseits, und das ist ungewöhnlich, wirken Bananen auch gegen Verstopfung. BANANEN IN ZAHLEN: Im Jahr 2002 wurden weltweit von der in tropischen und subtropischen Regionen wachsenden Frucht etwa 68 Millionen Tonnen geerntet. Etwa 80 % der Weltbananenernte fielen dabei auf zwölf Staaten. Im einzelnen entfielen dabei auf Indien 16,5 Millionen Tonnen,

Überreif. Aber was heißt *geduftet*? Ich hab sie schon aus fünfzig Metern Entfernung gerochen. Sie hockte eines Tages in meinem Garten, wollte sich offenbar verstecken, so zwischen Sonnenblumen und Topinambur. Aber dieses schrille Parfüm hat sie verraten! Ich hab sofort aus dem Fenster gebrüllt. Sie soll mich in Ruhe lassen, hab ich geschrieen, sie soll abhauen, sonst ...

Ich hatte dann mit Blumentöpfen nach ihr geworfen. Natürlich *nicht*, um sie zu treffen, sondern als symbolische Geste. Sie sollte merken, daß ich die Schnauze voll hatte von dem Scheiß, gestrichen voll. Sie hatte sich nicht mal gerührt. Da nahm ich drei Stufen auf einmal.

Sie lächelte mit ihrem Mondgesicht, als ich Hand an sie legte. Sie lächelte, als ich herzte und biß und scherzte und riß. Sie lächelte, als ich sie aus dem orangegelben Fetzen schnitt und ihr Kopf unter meiner Hand fiel wie eine Blüte. Als ich ihr Lächeln vom Mund schälte, lächelte sie nicht mehr. Da lag das Lächeln weich in meiner Hand. Und ich kaute.

*

Sie müssen doch Hunger haben! Ich hab jedenfalls welchen. Einen Bärenhunger! Kommen Sie, wir gehen rein. Ist ja nicht länger auszuhalten hier draußen, bei der Hitze. Ich zeig Ihnen das Haus.

Klar, da brauchen Sie doch nicht zu fragen, ziehen Sie den Vorhang ruhig auf. Da sind nur die Rege (Regale?) dahinter. Und die Einmachgläser. Mehr als hundert, bestimmt, und nach Jahren sortiert. Sicher, nehmen Sie es ruhig in die Hand. Sie können es auch aufmachen. Riechen Sie mal. Kürbis? Hier riecht es überall nach Kürbis. Das ist eine Kürbisgegend. Haben Sie schon mal Kürbissoufflé gegessen? Ich könnte eins machen heut abend. Sie bleiben doch noch zum Abendessen?

Wenn Sie mögen, können Sie das Glas mitnehmen, ich seh doch, daß es Ihnen gefällt. Das ist eine seltene Sorte. Goldgelb, und das Fruchtfleisch ist butterweich. Das zergeht auf der Zunge, sag ich Ihnen. So was bekommen Sie nirgendwo zu kaufen, das kann ich Ihnen versprechen.

Aber was haben Sie denn? Schauen Sie doch nicht so!

Mein *Gott*, jetzt haben Sie es fallen lassen! Nein, entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht anschreien. Es ist nicht schlimm. Nur diese Schweinerei überall. Oh nein, laufen Sie nicht weg! Um Gottes Willen. Nicht in den Garten! Die Hunde ... die Hunde sind los!

*

Es ist immer dasselbe. Dabei schmecken sie eingeweckt doch am besten. Ja, eingeweckt und mit Nelken schmecken sie am allerbesten. ☒

(aus: »Die Gärten bist du«, Erzählungen, Querverlag, 2003)

auf Ecuador 7,56 Mio. Tonnen, auf Brasilien 6,5 Mio. Tonnen, auf China 5,8 Mio. Tonnen, auf die Philippinen 5,3 Mio. Tonnen, auf Indonesien 3,7 Mio. Tonnen, auf Mexiko 2,1 Mio. Tonnen, auf Costa Rica 2,1 Mio. Tonnen, auf Thailand 1,8 Mio. Tonnen, auf Burundi 1,6 Mio. Tonnen, auf Kolumbien 1,4 Mio. Tonnen und auf Vietnam 1,0 Mio. Tonnen. Nicht alle Hauptanbauländer für Obstbananen spielen

saturdaynight

ich hatte einen treffer.
endlich traf ich
mich an. ich war
pünktlich und genau.
dort wo der schuss
in den kopf traf
sagte der beamte,
saß auch sein hirn.
welch ein glück

Stefan Schütz

auch für den Export eine Rolle. So wird z.B. in Brasilien, China, Indien und Thailand im Wesentlichen für den Eigenbedarf produziert. Hauptexporteure sind Ecuador, Costa Rica, Kolumbien, Honduras, Panama, Guatemala und die Philippinen. Hauptimporteure sind die USA, die Europäische Union und Japan. 1995 wurden 1,3 Millionen Tonnen Bananen in die Bundesrepublik Deutschland eingeführt.

Joghurt Maracuja

Von Katrin Merten

Es war der Tag, als ich das erste Mal Joghurt Maracuja aß. Da begannen meine Eltern, ihre Köpfe zu drehen. Da begannen sie zu fragen, wo wir lang müßten und ich hörte auf, mich in der Rückbank zu verkeilen. Es war ein wichtiger Tag.

Eigentlich war alles genau umgekehrt. Wir waren mit dem Wagen unterwegs und es war eine endlose Fahrt. Endlos heißt: Ich habe gewartet. Ich habe nicht, wie sonst, geschlafen, die Beine angewinkelt gegen die rechte Autoseite, den Kopf gebettet auf den gebeugten linken Arm. Dem, der sonst derartig verkeilt in die Rückbank schläft, kommt jeder wach zurückgelegte Weg weit vor. Überhaupt kommt Kindern das Warten endlos vor. Endlos sagt also weder über die Strecke noch über die Zeit etwas aus, die der Wagen Auto unterwegs war. Ich saß also auf der Rückbank und es gab weiter nichts Ungewöhnliches als das. Von vorn schwamm der vertraute Tonbrei aus Musik und dem gleichmäßigen Schrammeln des Motors nach hinten. Ich holperte im Rhythmus der Kopfsteinpflasterstraßen und ungeflickten Asphaltlöcher auf den harten Rückbankpolstern hin und her. Tatsächlich befand ich mich auf der anderen Seite der Fensterscheibe. Mein Blick bewegte sich durch die Gesichter der Menschen, die mir wie Geschichten waren. Ich beobachtete die Winkel, die sich zwischen Häusern und Horizont aufmachten. Licht, das in immer neuen Farben auf- und abtauchte hinter den Städten. Sonne, die ihre Schatten durch die Straßen schob.

Meine Eltern begannen, ihre Köpfe zu drehen, er rechts-, sie linksherum, um mich zu fragen, wo wir seien. Ich wußte es nicht und sie staunten, wie man eben staunt über Sachen, die einem nie aufgefallen sind. Und die sich später wieder ändern, unbemerkt. Unbemerkt blieb von ihnen, daß ich mich seit diesem Tag nicht mehr in der Rückbank verkeilte.

Unbemerkt blieb von mir, daß sie aufgehört hatten zu fragen, als die Farben hinter den Fensterscheiben zu leuchten begannen. Der schmale Rasenstreifen am Straßenrand schien grüner, das Weiß der Häuser blendete. Um die Fenster waren aschgraue Rahmen gezeichnet, die Dächer glänzten tief-

rot unter den Strahlen der Sonne. Es war einer dieser Bilderbuchtage, ein Ausflug in den Zoo, nur ohne Tiere und ohne Käfig, in den wir hinein starteten. Stattdessen mit einem blaßgrauen Auto, und aus dem starteten wir heraus.

Meine groß gewordenen Augen blieben hängen an riesigen, vollgestopften Schaufensterscheiben. Alles, alles hätte ich haben wollen – laßt mich hier, nur einmal, einmal! – aber die großen Hände zogen mich wie einen Rollkoffer hinter sich her und vorbei an den spielzeuggefüllten Fenstern. Breite Schultern trugen mich zurück zum blaßgrauen Auto, als meine Augen und Füße erschöpft von den Farben waren. Ich blieb nicht, sondern fuhr mit zurück, unverkeilt auf der Rückbank. Das Schrammeln und Huckeln war dasselbe.

Ich hätte es malen können, all diese Farben, nachdem wir unser Auto in seinem Revier parkten. Ich hätte all das malen können auf die riesigen Formate von Papier, die Vater immer mitbrachte aus der Fabrik. Wären die Farben in meinem Schulmalkasten nur bunt genug gewesen. So blieb nur der Geschmack von Joghurt Maracuja am Abend. Und weil der genauso neu war wie die Farben bunt waren, fand ich es nicht schlimm, daß mir die Farben fehlten.

Ich hätte es malen können mit den neuen Farben, später, in dem Kasten, der schon von außen versprach, viel bunter zu sein. Nur kam Vater nicht mehr von der Fabrik, als ich einen bunteren Farbkasten hatte, und so fehlten mir die Papiere in riesigen Formaten. So malte ich nicht. Und das blaßgraue Auto fuhr nicht mehr von dem Streifen vor unserem Block davon, es kam auch nicht mehr dort an, es blieb untätig stehen. Dafür stellte Vater am Fernseher ein, daß jede Menge Zeichentrickfilme gleichzeitig kamen. Tagelang sank ich nach der Schule in den Sessel und zugleich im bunten Flimmerbild. Vater hatte Sorgen, daß mir die Augen viereckig werden könnten, und baute eine Kiste vor die Kiste, an der er den Fernseher ausschalten konnte. Ich fand das gemein. Aber er hat sich weiterhin darum gekümmert, daß es zu meinen Geburtstagen nicht regnete, und das war in Ordnung. Aus Autofenstern zu schauen und aus dem Fenster in meinem Zimmer, war wohl

Damit entfielen auf jeden Bundesbürger beziehungsweise jede Bundesbürgerin 15 kg der gelben Beere (Platz 2 nach dem Apfel). Unmittelbar nach der Maueröffnung 1989 waren es 27 kg pro Kopf. BANANENKRANKHEITEN: Zu den wichtigsten Bananenkrankheiten gehören: die Panama-Krankheit (Typ 1), hervorgerufen durch einen Bodenzpilz (*Fusarium wilt*), der die Pflanze durch die Wurzeln befällt

besser für meine Augen, jedenfalls hat es geklappt und meine Augen wurden nicht viereckig. Ich fand, mein Vater ist ein ziemlich schlauer Mann.

Als der Streifen vor unserem Block immer dichter wurde vor bunten Autos, hat Vater den anderen Leuten aus unserem Haus Platz machen müssen und sich eine neue Arbeit gesucht. Eines nachmittags stieg er selbst aus einem bunten Auto. Es war ganz rot und ich dachte, daß es unseren Nachbarn gehört. Aber als er freudig die Schritte zur Haustür spazierte, fiel mir kein Nachbar ein, über den er sich so hätte freuen können, zumal er sonst nie spazierte. Leider spazierte und staunte er nicht lange und das rote Auto gehörte ganz selbstverständlich zu uns. Ich vergaß, das Schrammeln und Huckeln zu vermissen, und starrte weiterhin aus dem Fenster. Die Köpfe meiner Eltern drehten sich weiterhin nach hinten: seiner rechts-, ihrer linkerherum, mich zu fragen, wo wir seien und wo wir lang müßten. Ich fand, es sei schon eine komische Art und Weise, statt geradeaus zu gucken und zu lenken, ständig den Kopf herumzudrehen und das Kind zu fragen, wo man sich geographisch befinde und wo das rote Auto lang müsse. Ich fand auch, daß Eltern, und aus keinem anderen Grund, als daß sie Eltern sind, wissen sollten, wo es lang geht.

Zusammenfassend kann man sagen, daß wir unser Papier in den Läden kauften und ein rotes Auto fuhren, in dem ich mich nicht verkeilte. Wir aßen Joghurt Maracuja aus kleinen weißen, bunt beklebten Plastebechern, die auf kleinen weißen Plastesockeln standen und fühlten uns großartig dabei. Dabei wußten wir nicht einmal, wie eine Maracuja aussieht.

Mag sein, daß ich von Joghurt Maracuja einfach mehr erwartet hätte. Anfangs thronte er so besonders und neu auf seinem Plastesockel, er funkelte geradezu von dort herunter. Zu schnell reihte er sich in den Kühlschrank nach hinten, stand dort unbeachtet herum und hatte einfach nichts mehr zu sagen. Mag sein, daß ich inzwischen infrage stelle, ob der Joghurt Maracuja es wirklich wert war, mich nicht mehr auf meiner Rückbank zu verkeilen. Und manchmal frage ich mich, ob es Maracujas überhaupt gibt. Also, richtige Maracu-

jas, Maracujafrüchte, sozusagen. Freilich, es gibt Joghurt mit Maracujageschmack, Torten mit Maracujageschmack, Saft mit Maracujamischung, Bonbons mit Maracuja und Maracujamarmelade, geschmiert auf Frühstücksbrötchen, schön flächig. Maracuja, jede Menge Maracuja, soviel Maracuja, daß niemand auf die Idee kommt, im Obstregal nach einer richtigen Maracujafrucht zu suchen. Maracujasatte Gesellschaft. Aber freilich, wir könnten ja suchen: zwischen den Bananen und Granny Smiths und Pampelmusen und pelzigen Kiwis in grün oder gelb. Wir könnten ja – und was wir nicht alles könnten – das ist der Fortschritt. Daran denken sie, wenn sie das Papier im Laden kaufen, weil die Fabrik zu ist. Papier kaufen, was sie nicht tun, weil ich nicht mehr male. Freilich, ich könnte ja und was ich nicht alles könnte.

Jedenfalls, weil sie kein Papier für mich kaufen müssen, kaufen sie Maracujamarmelade. Wir sitzen am Frühstückstisch wie eine ganz normale Familie und schmieren dicke Margarine auf dicke Brötchenhälften und darüber dicke Maracujamarmelade. Es sieht so aus, als ob es uns gut ginge, eigentlich ist alles in Ordnung. Wir können sagen, was wir wollen, führen sie an, das war früher anders. Ohne es zu merken, sprechen sie doch darüber, sprechen ständig darüber, eigentlich selten über was anderes. Vater stellt regelmäßig fest, daß die Brötchen, die er von der Schicht mitgebracht hatte, viel besser waren. Daß es nur noch diese aufgepumpten Dicken zu kaufen gibt, die nicht satt machen. Vater redet sich hinein, wenn er einmal redet. Dann kommt es gefallen wie ein Guß Wasser aus einem hohen Becken, danach ist es wieder leer.

Vielleicht liegt es daran, daß der Fernseher den ganzen Tag läuft, weil er keine kleinen Kisten mehr davor schaltet. Vielleicht kriegt man gar keine viereckigen Augen, sondern einen viereckigen Mund vom vielen Fernsehen, also einen, der nicht mehr kontinuierlich spricht. Dann ist mein Vater doch nicht so schlau, wie ich dachte. Ich starre auf seinen Mund, schiebe, als es mir auffällt, meinen Blick auf die bunte runde Dose, aus der wir reihum Margarine schaufeln. Die kleistern wir zwischen Marmelade und Luftbrötchenhälften: Halbfettmargarine, kalorienreduziert, soundsoviel Prozent. Die Margarine bremst meinen Kopf nicht, der immer absurdere Fragen stellt,

und den Transport von Wasser und Nährstoffen unterbindet; die Neue Panama-Krankheit (Tropen-Typ 4), einen Abzweig der alten Panama-Krankheit mit ähnlicher Wirkung; die Black Sigatoka (*Mycosphaerella fijiensis*), ein Blattpilz, der zuerst auf den Fidschi-Inseln auftrat, greift alle kultivierten Bananensorten an und hemmt die Photosynthese in den Blättern, was letztlich zum Absterben der Pflanze

justamente die Prozentzahlen überhaupt in Frage stellt: Ob es Kalorien schon gab, bevor die Schilder auf den Dosen und Bechern und Schachteln so bunt geworden sind? Worüber sich die Leute Gedanken gemacht haben, bevor Prozentzahlen auf die Dosen geschrieben wurden?

Warum dieser Frühstückstisch unter so vielen Symbolen und bunten Schildern und Zahlen nicht zusammenbricht? Ob das daran liegt, daß er schon seit bald dreißig Jahren hier steht? Im Kopf rechne ich mein Alter dagegen und prozentual dazu meine Chancen aus, ebenso unter diesen Farben und Symbolen nicht zusammenzubrechen. Mein Kopf ist prall voll Maracujamus. Der Tisch hinkt, es ist offensichtlich. Er hinkt jedes Mal, wenn Vater Bier und Cola kauft für den Garten, weil der Garten ist und bleibt, und zwar genauso bunt, wie er immer war. Er hinkt, wenn Vater sich an der Bierflasche festhält oder an der Hacke oder an der Säge, alles noch von früher. Damals, das war noch gemacht, um Jahre zu halten, sagt er, und dann hinkt der Tisch richtig arg und Mutter weiß es auch. Sie weiß es und es nervt sie. Auch, weil es Vitacola ist, die er mitgebracht hat. Es nervt sie wegen der Kalorien und wegen des Ostalgiegejamers, das sie Vater vorwirft. Dann flüchtet er aus dem Garten, trinkt seine Biere in der Garage und ärgert sich, daß er sein Auto nicht mehr selbst reparieren kann. Weil es schon lange nicht mehr blaßgrau ist und auch nicht mehr rot. Sie findet, das neue ist ein Fortschritt, flott, schnittig und prima für die Stadt. Ich weiß, daß es ihm nicht um Ostalgie geht, daß ihm die schmutzigen Hände fehlen.

Manchmal spricht er von den großen Bahnen Papier, die er mir zum Malen aus der Fabrik mitbrachte. Dann kippt der Frühstückstisch beinahe um und ich habe nicht mehr das Gefühl, daß es uns gut geht. Dann drehen sie ihre Köpfe, einer links-, einer rechtsherum, und sie schauen mich fragend an, ohne etwas zu fragen. Dann wünsche ich mich eingekeilt auf die Rückbank des blaßgrauen Schrammelautos und meinem Vater seine dreckigen Hände zurück. Dann komme ich mir selbst ganz ostalgiejammernd vor mit meinem Joghurt-Maracuja-Spleen und diesen Eltern, die gar keine Eltern sind, sondern total überzogene Typen. Dieser schwankende Frühstückstisch wird zu einer der gesellschaftskritischen Karikaturen in

der Regionalzeitung: schwarzweiß und platt. Vielleicht lag es an diesen intensiven bunten Farben, über die ich so gestaunt habe an diesem Bilderbuchtag. Vielleicht haben wir die irgendwie nicht gut vertragen, auch wenn uns die Augen nicht viereckig geworden sind. Vielleicht wäre etwas anders geworden, wenn mein Vater nicht die kleine Kiste vor die Flimmerkiste gebaut hätte. Oder wenn wir einfach das blaßgraue Auto behalten und ich nie aufgehört hätte, mich auf der Rückbank zu verkeilen. Ich frage mich, ob Eltern überhaupt jemals wissen, wo es lang geht. Und was passiert wäre, wenn ich dem Joghurt Maracuja einfach seinen kleinen weißen Sockel abgeschnitten hätte, bevor ich ihn probierte. ☒

führt; Yellow Sigatoka, ebenfalls ein Blattpilz mit ähnlicher Wirkung wie Black Sigatoka; Banana bunchy top virus (BBTV), ein durch Blattläuse übertragener Virus, wodurch die Blätter gestaucht werden, wobei befallene Pflanzen für gewöhnlich keine Früchte tragen. ANZUCHT, PFLEGE UND KULTUR: In den letzten Jahren setzte sich die Banane in Mitteleuropa zunehmend auch als Zimmerpflanze durch.

Sommerfrische

»Wenn du dir ein Geschwisterchen wünschst,«
Sagt die Tante hinter der Kochwäsche
Hervor,

»Ein Brüderlein zum Spielen«, und klammert
Eine Schürze an die grüne Leine,
»Mußt du auf den Dicken Berg laufen,
Zum Wasserhäuschen dort, auf halber Höhe;
Darin sitzen die Ungeborenen und warten.
Wirf einen Kieselstein gegen die Eisentür –
Eines wird von seiner Stange fallen
Und in unseren Brunnen gespült.«

»Aber es gibt doch keine Stadtbabies hier,«
Sagt das Mädchen unter gestickten Blumen
Hervor.

Kristina Stanczewski

Dabei bietet der Handel sowohl Zier-, als auch Fruchtpflanzen an. Die Vermehrung erfolgt durch Samen oder Wurzelschößlinge (sogenannte Kindel). Die Bananenstaude benötigt direktes Sonnenlicht, Wärme, eine hohe Luftfeuchtigkeit, reichlich Wasser, einen durchlässigen, humosen und tiefgründigen Boden, wobei Staunässe unter allen Umständen zu vermeiden ist. Die Bananenstaude wächst etwa

Ettikeet

Von Till Bender

Banane – oh, Banane. Ban-aaah-ne – köstliche Beere! Nimm die freundliche Krümmfrucht in die Hand, und sie lächelt dich an. Welches andere Obst tut das, könnte das?!

Sie nährt die noch und die wieder Zahnlosen, sie stärkt die Tennisspieler, sie ist zugleich Ingredienz, Snack, Mahlzeit und Nachtmahl. Der eine brät sie mit etwas Honig an, bevor er sie in einen Pfannkuchen wickelt, ein anderer bevorzugt sie als Banane to go, perfekt als Wegzehrung, denn sie ist auch unverpackt verpackt und – sachgerecht geöffnet – ihr eigener Griff.

Unzählige lustige Schwarzweißfilme wären ohne Bananenschale nie gedreht worden: Wer will schon sehen, wie ein schnauzbärtiger, cholerascher Wüterich mit dickem Bauch mitten in seiner Raserei über ein Bündel Mohrrüben stolpert? Dann vielleicht am besten gleich auch noch Heiner Müller mit Zigarette ...

Carl von Linné hatte jedes Recht, den arabischen »Finger« die »Frucht des weisen Mannes« zu nennen. »Frucht des Dorftrottels« oder »Frucht der eingebildeten Ziege« wären völlig daneben gewesen.

Dutzende Bilder entstehen unwillkürlich, wenn wir an Bananen denken, aber als erstes fällt einem dabei natürlich das Thema »Schuluniform« ein.

Und nicht nur, weil viele der Argumente von Befürwortern wie auch Kritikern mindestens so lustig sind wie die alten Schwarzweißfilme. Der Zusammenhang zwischen Bananen und Benehmen wird schon von King Louie im Zeichentrick-Dschungelbuch angedeutet, als er in der dritten Strophe von »I wan'na be like you« singt: »And when I eat bananas, I won't peel them with my feet, 'Cause I'll become a man, man, and learn some »ettikeet.«

Doch ob nun ein Affe sie mit den Füßen schält oder ein der Etikette kundiger Mensch mit den Händen, alle Bananen kommen gleich schick in Schale daher. Da wird von keiner aus der Reihe getanzt. Keine spielt sich in den Vordergrund, als wäre sie eine wichtigere Banane, keine sieht fremd aus, als gehöre sie nicht richtig dazu. Alle müssen sich ein kleines biß-

chen beugen, um in ihre Schale zu passen. Damit haben alle diese eine Form – Uniformform.

Und hier kommt nun – bitte mal alle gut festhalten – der schönste Grund, warum Schuluniformen eine feine Sache sind: »Man beseitigt damit Probleme, die sich durch soziale Unterschiede ergeben.«

Das ist nun wirklich überzeugend. Und inspirierend. Man könnte in der Richtung weiter arbeiten und beispielsweise die Probleme, die sich durch Obdachlosigkeit ergeben, dadurch lösen, daß man über jeden Menschen, der winters in seinem Schlafsack auf einem wärmenden Lüftungsschacht liegt, einen großen Pappkarton stülpt.

Aber der Reihe nach: von was für sozialen Unterschieden ist da eigentlich die Rede? Von den gesellschaftlichen Unterschieden zwischen Lederhosenmachern und Nordseekrabbenfischern? Zwischen Erzkonservativen und Linksliberalen? Zwischen Quantenphysikern und Literaturwissenschaftlern? Wohl kaum. Gemeint sein dürften in erster Linie die Unterschiede, die sich aus sehr unterschiedlich gefüllten Geldbeuteln ergeben. Und wenn es jemand als störend und problematisch empfindet, daß sich manche Leute ein gelbes Motorrad zum Spielen kaufen, während andere sich überlegen müssen, ob sie sich im Kino noch einen Bananensaft leisten können, dann kann er das auch deutlicher sagen.

Nur, darum geht es dem Schuluniformbefürworter gar nicht. Er will im Traum nicht beseitigen, was er verhüllend »soziale Unterschiede« nennt. Nicht einmal ihre Sichtbarkeit beunruhigt ihn wirklich, sondern lediglich gewisse gesellschaftlich unerwünschte Methoden, sich mit diesen Unterschieden auseinanderzusetzen. Wie etwa die folgende:

Erfolgreich sein, Gewinner sein ist alles andere als gesellschaftlich geächtet. Eine Variante, sich als erfolgreich und Gewinner zu präsentieren, ist das Tragen angesagter Kleidung in der Schule (wohlgemerkt: nicht besonders geschmackvoller oder zweckmäßiger Kleidung – nur angesagt muß sie sein), die sich nicht jeder leisten kann. Da gibt es nun aber junge Leute, die sich frecherweise nicht damit abfinden, daß sie sich die Garderobe ihrer vielbeneideten Mitschüler nicht

1 cm am Tag, und mit einer Fruchtbildung ist nach etwa 5-6 Jahren zu rechnen. Nach der Fruchtpphase stirbt die Banane ab, bildet jedoch vorher Kindel aus. DIE BLAUE BANANE: Die Blaue Banane bezeichnet ein Modell des Franzosen Roger Brunet aus dem Jahre 1989. Sie bezeichnet einen europäischen Industrie- und Dienstleistungsraum, der sich vom nördlichen England bis nach Norditalien erstreckt.

leisten können und somit leider auch auf deren Überlegenheitsgefühle verzichten müssen. Eine andere Variante, sich als erfolgreich und Gewinner zu präsentieren, besteht nämlich bekanntlich darin, die angesagte Garderobe ihren Besitzern wegzunehmen oder sie möglichst irreparabel zu beschädigen.

Wer nun hofft, solche Unordnung in den Schulen beseitigen zu können, indem er die angesagte Garderobe aus den Schulen verbannt, ignoriert die Tatsache, daß es in der akzeptierten wie auch der geächteten Variante überhaupt nicht um die Kleidung geht, sondern um das Renommieren. Und wenn man nun bedenkt, wie fest verankert, geradezu unverzichtbar Konkurrenz, Erfolgsstreben und Selbstbewußtseinspflege besonders in der Schule sind, liegt auf der Hand, daß unter uniformierten Schülern das erwünschte Prinzip in null Komma nichts in anderen unerwünschten Erscheinungsformen wieder auftauchen und Unordnung stiften wird. Genau darum geht es: nicht um die Sichtbarkeit der Unterschiede zwischen arm und reich oder der Unterschiede zwischen dem, was verschiedene Kulturen genannt wird, sondern um eine tatsächliche oder befürchtete Störung der öffentlichen – hier der schulischen – Ordnung. Daher befinden sich auch längst nicht alle Uniformbefürworter und -kritiker in Opposition zueinander. Wer Uniformen zu hart und historisch schwierig findet, sie vorsichtshalber ablehnt, auch um die Individualität der Kinder nicht zu gefährden, aber halbwegs geregelte Schulkleidung begrüßen würde, allerdings auch schon zufrieden wäre, wenn die Schüler einfach nett angezogen in die Schule kämen, wünscht genau dasselbe wie der Uniformfreund: Wahrung der Ordnung und Vermeidung von textilsprachlich geäußelter Ablehnung dieser Ordnung.

Als Idealfall würde es betrachtet, wenn die Schüler alles, was in der Schule mit ihnen veranstaltet wird, als gut, richtig und ihnen persönlich nützlich betrachten wollten. Daraus nährt sich auch das Argument, eine schicke Schuluniform/ -kleidung stärke das »Wir-Gefühl«, die Identifikation mit der und das Gefühl von Verantwortung für die Schule und

die Schüलगemeinschaft. Da muß aber doch mal mit Nachdruck gefragt werden, was prinzipiell von einer Maßnahme zu halten ist, die dazu führen soll, daß sich jemand mit einem Zusammenhang identifiziert und sich als verantwortlich für ihn empfindet, an dem teilzunehmen er VERPFLICHTET ist. Klingt das nicht wenigstens ein bißchen nach mieser, fieser Manipulation und Propaganda?

Da könnte man direkt noch eine weitere Bananenanalogie entdecken: Die wirtschaftlich erfolgreichen Bananensorten leiden unter einem eklatanten Mangel an genetischer Diversität, sind also gewissermaßen außerordentlich uniform. Dadurch sind sie besonders anfällig für Bananenkrankheiten. Bei einer davon, der Panamakrankheit (Typ 1), dringt ein Pilz über die Wurzel in die Pflanze ein und quetscht ihr den Lebenssaft ab, indem er in ihrem Stamm und ihren Blättern Schleim und Verhärtungen ausbildet, bis sie schließlich ganz verwelkt.

Wollen wir mal hoffen, daß die Analogie hinkt. ☒

BANANIS MUSEALIS: In der Bundesrepublik Deutschland gibt es zwei Museen, die sich mit der Banane auseinandersetzen. Das ist zum einen das Erste Deutsche Bananenmuseum in Sierksdorf (Schleswig-Holstein) und zum anderen das Bananen-Aufkleber-Museum in Kassel. ☒

Sie haben einen 14-Stunden-Arbeitstag?

... und müssen sogar Ihre Lebensmittel
manchmal an der Tanke kaufen?

Dann ist unser hEft-Abo genau das Richtige für Sie! Sie bekommen die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Zwei Möglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung:

- **Normal-Abo:** 10 Euro
 - **Förder-Abo:** 20 Euro
- } für 4 Ausgaben

Das Abo ist nach Info und Überweisung auf unser Konto (siehe Impressum) aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.



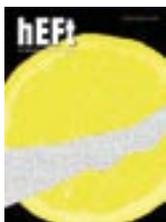
**Damit Sie Ihren Feierabend
das nächste Mal richtig
genießen können!**

Hier gibt's die Vergriffenen!

Unter www.kulturrausch.net könnt ihr die bisherigen hEft-Hefte herunterladen.



Die rote Ausgabe
(April 2005)



Die gelbe Ausgabe
(Juli 2005)



Die blaue Ausgabe
(Oktober 2005)



Die schwarz-weiße
Ausgabe (Januar 06)



Die Jubiläumsausgabe:
≈2000 Jahre Wasser-
läufer (April 2006)

Das hEft sucht



Verbündete!

Damit das hEft vierteljährlich erscheinen kann, brauchen wir Ihre/ Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- a) **ANZEIGEN** Größe 8,6 x 5,5 cm (einfach) oder 17,7 x 5,5 cm (doppelt) – hoch oder quer
- b) **SPENDEN** Sie spenden dem hEft/Kulturrausch e.V. Betrag X und bekommen dafür eine Spendenquittung und eine entsprechende Danksagung im Heft.

Die Vorteile liegen auf der Hand:

- 1) Ein Platz im hEft ist Ihnen sicher! Und: das hEft wandert durch mehrere tausend Erfurter Hände und wird besonders intensiv gelesen.
- 2) Das hEft liegt exklusiv in Ihrem Laden/Ihrer Kneipe oder Firma aus!
- 3) Sie haben eine gute Tat vollbracht und stärken die gebeutelte Erfurter Kultur!

**Möchten Sie das hEft unterstützen?
Dann melden Sie sich unter:
heft@kulturrausch.net**

Das nächste hEft erscheint am 29.09.2006 | hEft-reliest am 28.09. in Erfurt | Redaktionsschluß/
Anzeigenschluß: 01.09. | Kontakt: heft@kulturrausch.net | hEft im Netz: www.kulturrausch.net

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt | ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt | ANNE FROMM, 19 Jahre, studiert Soziologie in Jena, schreibt nebenbei für verschiedene Magazine | ANNEMARIE FREY, Jg. 1975, Erfurt | ANTJE WAGNER, Jg. 1974, freie Autorin, Potsdam, derzeit Stadtschreiberin in Erfurt | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt | DIE GÜTE ÜTE ist Regierungspräsidentenberaterin von Takatukaland. Sie analysiert Probleme und findet vernünftige Lösungen. Sie schreibt aus Verbitterung. | FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, fOtodEsiGn & gRafik, www.frankon.de | FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, studiert und lebt derzeit in Leipzig | HORST BEKASINSKI, Affenbändiger und Meerschweinchenompteur, Erfurt | INGO WOLF, Jg. 1964, bildender Künstler, Erfurt | JENS UHLIG, Philosoph, Erfurt | KATHARINA AHRENSBURG, a.k.a. Julia Reinard, Jg. 1980 | KATRIN MERTEN, Jg. 1982, lebte in Bad Berka und Erfurt, studiert in Leipzig, Veröffentlichungen in junge Welt u.a. | KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, geb. in München, seit 1994 in Erfurt, Lehramtsstudentin, Versandhausangestellte, Dipl. Theoretikerin | KRISTINA STANCSEWSKI, lebt in Leipzig, leidenschaftliche Sockenstrickerin und Grünpflanzennamensgeberin | MARION MAYER, Jg. 1978, Erfurt | MATTHIAS HOHMANN, Grafiker, Sömmerda, www.g-stalterei.de | PAOLO FUSI, 47, ist in Rom entworfen, in Zürich produziert und in Erfurt fertiggestellt worden. Er glaubt an den mythischen Francesco Totti und noch mehr daran, daß die Mutter der Idioten immer schwanger ist. | PETER HEILBRONN, widerstreber - zum Schreiben Getriebener, ist bei Bebra | RALF RUDOLPHY, Jg. 1966, Herkunftsniedersachse, Wahlerfurter | SANDRA UHLITZSCH; Jg. 1978, Studium Kommunikationsdesign in Halle (Burg Giebichenstein), zur Zeit Luzern (Schweiz) | SEBASTIAN TIPPELT, Jg. 76, Erfurt, rumprobierter Teekaufmann | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Fotografin und Illustratorin, Erfurt, www.winklerin.de | TILL BENDER, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar

